

Verlag von C. Winter, Heidelberg. Fr. Bruckmann, München repr.

Elisabeth,
Königin von Rumänien.

Aus

Carmen Sylva's Leben.

Von

Natalie Freiin von Stackelberg.

Vierte Auflage.

Mit vier Bildern und einem Facsimile.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
[illegible]

Aus Carmen Sylva's Leben.

Von

Natalie Freiin von Stackelberg.

Vierte Auflage.

Mit vier Bildern und einem Facsimile.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1886.

Inhalts-Verzeichniß.

Die alte Heimath.

Die neue Heimath.

Die alte Heimath.

Carmen, das Lied, und Sylva, der Wald,
Von selbst gesungen das Waldlied schallt.
Und wenn ich im Wald nicht geboren wär',
Dann säng' ich die Lieder schon längst nicht mehr.
Den Vögeln hab' ich sie abgelauscht,
Der Wald hat alles mir zugerauscht.
Vom Herzen that ich den Schlag dazu,
Mich singen der Wald und das Lied zur Ruh'!

Mit diesem Liede wird „Meine Ruh'", Carmen Sylva's umfangreiches Dichterwerk, eingeleitet. In sinniger Weise giebt es uns Aufklärung über die Wahl des Namens, unter dem sich die königliche Dichterin verbirgt. Auch der Titel „Meine Ruh'" ist heimathlich zu verstehen, und bedeutet Monrepos, das am Abhange des Westerwaldes schön gelegene Jagdschloß der Fürsten zu Wied, in dem die königliche Frau ihre Jugendzeit verbrachte. In diesen drei Worten: Monrepos, „Carmen und Sylva" liegt ein ganzes Stück Leben, liegt der Schauplatz und

die treibende Macht für die dichterische Begabung der Prinzessin Elisabeth zu Wied.

Bei einer so hervorragenden Erscheinung, wie die der Königin von Rumänien, frägt man unwillkürlich nach den Erlebnissen und Erfahrungen, die sie zu der bedeutenden Persönlichkeit herangebildet haben. Wie sah die Heimath aus, in der sie die ersten Eindrücke empfing? Wie waren ihre Vorfahren geartet? Welche Eigenschaften des Verstandes und des Gemüthes, welche Talente hat sie von ihnen geerbt? „Alles Wirken und Schaffen ruht in dem, was man unbewußt empfängt.“ Darum vermögen wir auch die Entwickelung eines Charakters erst dann ganz zu verstehen, wenn wir die Verhältnisse und die Umgebung kennen gelernt, in denen das allmähliche Werden und Wachsen des geistigen Menschen sich gestaltet hat.

Die Grafen und Fürsten zu Wied.

Von hohen Bergen fließet
Das Flüßchen Wied zum Rhein,
An dessen Ufern sprießet
Ein Fürstenhaus so fein.
Aus altem Heldenstamme,
Mit schlechtem nie im Kauf,
Drum schlägt auch edle Flamme
Aus Stamm und Wurzeln auf.
Ernst Moritz Arndt.

Schon seit vielen Generationen finden wir in dem Geschlechte der Grafen und später Fürsten zu Wied bedeutende Männer und Frauen. Jahrhunderte hindurch kann man das Kämpfen und Streben verfolgen, mit dem sie sich über die Alltäglichkeit des Lebens erhoben und nach edlen Zielen rangen. Hohe Kirchenfürsten, Gelehrte und Feldherrn sind aus ihnen hervorgegangen. Edle Frauen haben ihre erziehende Macht auf das heranwachsende Geschlecht ausgeübt. Geistiges Schaffen ist im Fürstenhause zu Wied fast erblich zu nennen.

Im Jahre 1093 waren die Grafen zu Wied schon ein mächtiges Dynastengeschlecht. Ihre Besitzungen auf

dem linken und rechten Ufer des Rheines erstreckten sich bis auf die Höhen der Eifel und des Westerwaldes. Der älteste Sitz der Grafen zu Wied war die Burg Ober-Altwied, zu der später noch die Burg Nieder-Altwied hinzukam.

Die erste Nachricht von dem rheinländischen Dynastengeschlecht der Grafen zu Wied finden wir in einer Stiftungsurkunde vom Jahre 1093. Unter den Zeugen steht auch der Name: **Meffrid**, Graf zu Wied. Seine Gemahlin Osterlindis war eine nahe Anverwandte Heinrich des Löwen und die Mutter des Erzbischofs **Arnold von Köln**. Dieser thatkräftige und hochbegabte Kirchenfürst betheiligte sich nach Konrads III. Tode bei der Königswahl in Frankfurt. Er war es, der Friedrich Barbarossa nach Aachen geleitete und dort die Krönung an ihm vollzog.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts lebte **Theodorich**, Graf zu Wied. Als Erzbischof von Trier hat er sich durch seine Frömmigkeit und Staatsklugheit ausgezeichnet. Die Liebfrauenkirche zu Trier, dieses schöne Denkmal gothischer Baukunst, verdankt ihm ihre Entstehung.

Mit dem Grafen **Lothar** erlosch 1243 das Geschlecht im Mannesstamm. Die Grafschaft Wied fiel an Bruno, Grafen zu Isenburg, der mit der Erbtochter vermählt war und den Namen Wied annahm. Als auch dieses Geschlecht mit dem Grafen Wilhelm 1462 im Mannesstamm erlosch, kam die Grafschaft an **Friedrich von Runkel** aus dem Hause Leiningen-Westerburg. Seine Mutter war Anastasia von Isenburg-Wied, eine Nichte des Grafen Wilhelm.

Graf Friedrich von Runkel-Wied wurde nun der Stammvater des gegenwärtig blühenden Geschlechtes der Fürsten zu Wied.

Unter seinen Nachkommen nennen wir zuerst den Grafen **Hermann zu Wied**, Kurfürst und Erzbischof von Köln 1515–1547. Als vierter Sohn des Grafen Friedrich von Wied-Runkel und der Gräfin Agnes von Virneburg ward er am 14. Januar 1477 geboren. Schon in seinem sechsten Lebensjahre erhielt er eine Pfründe im Kölner Domkapitel. Mit 15 Jahren wurde er Domherr und am 14. März 1515 erfolgte seine Wahl zum Erzbischof von Köln. Seine Regierung fällt in die Zeit der heftigsten Religionskämpfe. Anfangs selbst ein erbitterter Gegner der Reformation, ward er jedoch bald von der Macht des Evangeliums überwunden. Erzbischof Hermann bekannte sich zur lutherischen Lehre, berief evangelische Prediger und stand im eifrigen Briefwechsel mit Luther und Melanchthon. Martin Butzer, der Straßburger Reformator, ward von ihm nach Bonn geladen, um den Entwurf einer Reformationsordnung auszuarbeiten. Ostern 1543 ließ Erzbischof Hermann das heilige Abendmahl nach lutherischem Ritus austheilen. Wenige Wochen später kamen auch Melanchthon aus Wittenberg und Pistorius aus Hessen nach Bonn zu einer Berathung mit dem Erzbischof. Von seinen Feinden und Gegnern ward er jetzt beim Kaiser und Papst verklagt. Ruhig und bestimmt erklärte er: „In seinem Alter, dem Grabe nahe, habe er es für Christenpflicht gehalten, selbst die Bibel und christliche Schriften

zu lesen und bei den Gelehrten Rath zu suchen. Von der hier gewonnenen Erkenntniß könne er nicht weichen, könne nicht die Ueberzeugungen verleugnen, die für sein und aller wahren Gottesmenschen Seelenheil von höchster Bedeutung seien. Er stellte es Gott anheim, ob es ungerechtfertigten Machinationen gelingen solle, ihn von seinem Amte zu vertreiben. Schlimmsten Falles würde er als einfacher Graf von Wied, wie er geboren, auch sein Leben beschließen, nie aber auf die Vertheidigung der reinen Lehre verzichten."

Darauf hin ward er von Paul III. mit dem Bannfluch belegt. Um von den ihm untergebenen Landen das Kriegselend fern zu halten, das durch seinen Widerstand hervorgerufen worden wäre, entsagte Graf Hermann freiwillig seiner erzbischöflichen Würde. Er hatte sein schweres Amt 31 Jahre hindurch mit deutscher Treue und christlicher Frömmigkeit ruhmvoll verwaltet. Jetzt kehrte er zurück nach Altwied, der Stammburg seiner Väter. Inmitten des Wiedbachthales, von hohem Waldgebirge rings umschlossen, sieht man noch in unseren Tagen die umfangreichen Trümmer des alten Schlosses auf freistehendem Felsberg emporragen. Hier starb Graf Hermann am 15. August 1552. In der nahen Dorfkirche zu Niederbiber ward er begraben. Die väterliche Fürsorge, mit der er sein Land regierte, blieb viele Jahre hindurch unvergessen. Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts galt dort das Sprüchlein:

„Da wir hatten Hermann von Wied,
Behielten wir Gott, Geld und Fried'."

Friedrich Graf zu Wied 1618—1698 hat unter den schwierigsten Verhältnissen den Wohlstand seines Landes gefördert. Das Haus Wied war evangelisch geworden. Graf Friedrich beschloß für alle um ihres Glaubens willen verfolgte Christen eine Freistatt zu gründen. Dicht an den Ufern des Rheines entstand auf den Trümmern des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfes Langendorf im Jahre 1649 die Stadt Neuwied. — Des Grafen Duldsamkeit gegenüber den verschiedensten Glaubensansichten war in jener Zeit blutiger Verfolgungssucht ein leuchtendes Beispiel wahrer Christenliebe.

Sein Sohn **Friedrich Wilhelm** 1706—1737 ist der Erbauer des Schlosses von Neuwied, in dem die Prinzessin Elisabeth geboren ist. Aus den hohen Fenstern der im Styl Ludwigs XV. geschmückten Säle überschaut man weithin den fluthenden Rhein, die vielen malerisch gelegenen Städte und Dörfer und die Gebirgszüge, welche sich in weitem Bogen zu beiden Seiten des Stromes hinziehen. Bei Sonnenuntergang, wenn sich die scheidenden Sonnenstrahlen in den duftigen Nebeln brechen, ist es ein Bild von zauberhafter Schönheit.

Unmittelbar hinter dem Schloß liegt der Park. Fast eine Viertelstunde dehnt er sich dem Rhein entlang bis zur Mündung der Wied hin. Herrliche alte Bäume bilden schattige Alleen und Baumgruppen. Sie gestatten immer wieder den Durchblick auf die schöne Landschaft, die in ewig wechselndem Licht stets neue Reize entfaltet.

Friedrich Alexander folgte seinem Vater 1737 bis 1791.

Unter seiner Regierung ward Neuwied zu einem Asyl der verschiedenartigsten Glaubensbekenner, die hier Kirchen erbauten und feste Gemeinden bildeten. Es kamen Herrnhuter, Mennoniten, Juden, Katholiken, Reformirte, Lutheraner und die mystischen Sekten der Inspirirten. Ihnen allen gewährte Friedrich Alexander seinen besonderen Schutz in der freien Ausübung ihrer Religionsgebräuche. — Um den Wohlstand des Landes zu mehren, suchte er auch fremde Fabrikanten und Künstler herbeizuziehen. Allmählich entstand in Neuwied eine industrielle Bevölkerung, die stetig angewachsen ist. Friedrich Alexander gründete gemeinnützige Anstalten, eröffnete den Bergbau, legte Hüttenwerke an und sorgte angelegentlich für die Vergrößerung der Stadt Neuwied. In der Verwaltung, im wirthschaftlichen Leben wurden zweckmäßige Reformen getroffen. Er war es auch, der auf einer Anhöhe des Westerwaldes das Jagdschloß Monrepos erbauen ließ, dieses „Paradies" der Königin Elisabeth.

Am 13. Juni 1784 ward Graf Friedrich Alexander zu Wied durch Joseph II. in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben. Drei Jahre später feierte er das Jubiläum seiner 50 jährigen Regierung. Auch das Fest der goldenen Hochzeit durfte er noch mit seiner Gemahlin Gräfin Karoline zu Hachenberg im Kreise zahlreicher Enkel erleben. Sein einfaches Denkmal auf dem gemeinsamen Gottesacker bei Neuwied trägt die Inschrift: „Zu groß, um ersetzt, zu gut, um vergessen zu werden. Seine Thaten sichern sein Andenken".

Fürst **Friedrich Karl**, der einzige Sohn Friedrich Alexanders, war seit 1766 mit der Gräfin Marie Louise Wilhelmine von Sayn-Wittgenstein-Berleburg vermählt. Sie wurde Mutter von 7 Prinzen und 3 Prinzessinnen. Als Friedrich Karl nach dem Tode seines Vaters die Regierung antrat, war es nicht zum Segen des Landes. Verbesserungssüchtig bis zur Zerstörung des Schönen und Guten, wohlthätig bis zur Verschwendung, verwickelte er sich bald in Streitigkeiten aller Art. Die Fürsten von Runkel und Berleburg, Bürgen des Hauses Wied, sahen sich genöthigt, das Reichsbannergericht um Einsetzung einer Curatel zu ersuchen.

Indessen erstreckte sich der Waffensturm der französischen Revolution auch bis nach Neuwied hin. Es kam die Zeit der Emigration mit ihren Abenteurern, es kam der fränkisch-österreichische Krieg mit seinen Schrecknissen. Zu wiederholten Malen mußte die Fürstin mit ihren Kindern flüchten. Auch der Fürst hatte die Heimath verlassen; er kämpfte in Wien für sein verlorenes Recht, bis ihm die Regierung des Landes wieder zugesprochen wurde. Bei seiner Rückkehr begleitete ihn ein französischer Emigrant, dem er unbedingtes Vertrauen schenkte und der den verderblichsten Einfluß auf ihn ausübte. Die Fürstin sah sich genöthigt das Schloß zu verlassen. Die Bürger von Neuwied ergriffen Partei gegen den Fürsten. Es kam zu gewaltsamen Auftritten. In Folge dessen entsagte Fürst Friedrich Karl 1802 der Regierung und ging nach Freiburg im Breisgau. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit bis zu seinem 1809 erfolgten Tode.

Sogleich nach des Fürsten Abdankung ward die Scheidung von seiner Gemahlin eingeleitet. Marie Louise übernahm nun die vormundschaftliche Regierung für den im preußischen Heere dienenden Prinzen **Johann August Karl.** Die Fürstin war bis in ihre letzten Lebenstage eine ungewöhnlich schöne und anmuthige Erscheinung. Von ihren Kindern und dem ganzen Lande geliebt und verehrt, wußte sie das tiefe Gefühl ihrer Würde mit edler Bescheidenheit zu verbinden. Ueberall, wo es galt, das Wohl ihrer Nebenmenschen zu fördern, offenbarte sich ihr rascher und unbefangener Scharfblick. Zwei Jahre hindurch hat sie mit seltener Umsicht und Energie die Verwaltung des Landes geführt. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich besonders gerne mit Uebersetzungen aus den Werken französischer, italienischer und englischer Dichter. Gellerts Oden hat die Fürstin ins Französische übertragen. Manche von ihr selbst gedichtete Lieder sind in die damaligen Gesangbücher aufgenommen worden, so das: „Wer stets mit reinem Wohlgefallen der Tugend hohe Schönheit sieht“ u. s. w. In der Musik, im Zeichnen und Miniaturmalen war sie Künstlerin. Mit Wieland stand sie in eifrigem Briefwechsel. Ernst Moritz Arndt war ihr befreundet. Unter den schwierigsten Verhältnissen ihres prüfungsvollen Lebens hat sie sich stets die Geistesgegenwart und Ruhe des Gemüths bewahrt. Ein unerschütterlich fester Glaube an die Fürsorge und Barmherzigkeit Gottes gab ihr die Kraft, alles zu erdulden und nie zu verzagen. Am

13. Juli 1804 übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes.

Fürst **August** war in hohem Grade einfach, gerecht und thätig, von wahrhaft deutschem Sinn und dem französischen Einfluß durchaus unzugänglich. Als im Jahre 1806 ein großer Theil der Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands unter Napoleons Protectorat den Rheinbund bildeten, da war Fürst August zu Wied dem Vaterland treu geblieben. Er versagte seinen Beitritt zu dem deutschfeindlichen Bunde. In Folge dessen ward er seiner Reichsunmittelbarkeit beraubt und unter nassauische Oberhoheit gestellt. Als später dem Wiener Congreß die schwierige Aufgabe zugefallen war, Deutschlands Verhältnisse neu zu gestalten, ward decretirt, daß die deutschen Reichsgrafen ihre Selbstständigkeit verlieren sollten. Dieses Schicksal traf denn auch die Fürsten zu Wied. Ein großer Theil ihres Landes kam unter preußische, ein kleiner Theil blieb unter nassauischer Hoheit.

Zwei Brüder des Fürsten August waren im Befreiungskriege gefallen. Als auch Prinz Victor, der siebzehnjährige Jüngling, in den Krieg ziehen sollte, führte ihn Fürstin Louise, diese begeisterte Patriotin, noch einmal nach Niederbiber in die Kirche. Vor dem Altar, auf dem Grabe des Erzbischofs Hermann, ließ sie ihn feierlich schwören, „daß er sein ganzes Leben der deutschen Sache weihen wolle und den Degen nicht niederlegen werde, so lange noch ein Feind auf deutschem Boden stände". Den Schwur hat er gehalten und mit seinem

Leben bezahlt. Prinz Victor kämpfte gegen Napoleon sowohl in Deutschland als in Spanien, wo er kaum 26 Jahre alt den Heldentod starb. In einem seiner Briefe an die Mutter schreibt er: „Mein ganzes Sehnen und Trachten ist und bleibt auf unser geliebtes Deutschland gerichtet, dessen Wohl bei allem, was ich unternahm, mein erster und letzter Zweck ist". Ernst Moritz Arndt war sein bester Freund und hat das Andenken des Prinzen Victor in einem patriotischen Gedichte verherrlicht. Er hat auch die aus Spanien an seine Mutter gerichteten Briefe herausgegeben und mit einem kurzen Lebensabriß des Prinzen eingeleitet.

Prinz **Maximilian zu Wied**, ein jüngerer Bruder des Fürsten August, geb. 1782, hat als Reisender und Naturforscher in der gelehrten Welt eine ehrenvolle Stellung eingenommen. Schon in früher Jugend zeigte er eine besondere Vorliebe für das Studium der Naturgeschichte. Als Erzieher der fürstlichen Kinder lebte damals am wiedischen Fürstenhofe der Hauptmann Hofmann, bekannt durch seine antiquarischen Forschungen. Unter seiner Leitung konnte der lernbegierige Prinz Max sich in Göttingen bei dem Professor Blumenbach zu einem tüchtigen Naturforscher ausbilden. In den Freiheitskriegen hat er in preußischen Diensten an vielen Schlachten und Gefechten thätigen Antheil genommen und nach dem Pariser Frieden die erbetene Entlassung erhalten.

Nach Neuwied zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit den Vorbereitungen zu einer schon vor Jahren geplanten

Reise nach Brasilien. Von den deutschen Naturforschern Freireiß und Sellow begleitet, durchforschte er von 1815 bis 1817 die inneren Provinzen Brasiliens und sammelte das Material zu seinen literarischen Arbeiten. Die erste kurze Beschreibung der Reise erschien in der Isis von Oken; später folgte: „Die Reise nach Brasilien in den Jahren 1815–1817". Eine schöne Ergänzung des kostbaren Werkes waren die vielen Zeichnungen, Landschaften und Menschengruppen, welche meist durch Prinz Max selbst an Ort und Stelle entworfen, von seinen kunstgeübten Geschwistern, der Prinzessin Louise und dem Prinzen Karl, für den Kupferstich vollends ausgearbeitet wurden. Wenige Jahre darauf veröffentlichte der Prinz seine: „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" und „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens".

Kaum waren diese Arbeiten im Druck erschienen, so unternahm der unermüdliche Prinz eine zweite wissenschaftliche Forschungsreise nach Amerika. Dieses Mal waren die nordamerikanischen Freistaaten sein Ziel, das er weit in den Westen bis zum Felsengebirge und dem oberen Missouri ausdehnte. Sowohl über die Natur des Landes, wie über die indianischen Völkerstämme machte er in den Wildnissen der Urwälder die mannigfaltigsten Untersuchungen. Unter großen Gefahren lebte er abwechselnd bei den Mandan-Indianern, den Mönnitarris, den Arikkares und anderen Stämmen. Nach der Heimkehr bearbeitete der Prinz seine Reise durch Nordamerika, welche von 1838–1841 in 12 Lieferungen mit einer

Karte und einem Atlas von 31 Kupfertafeln bei Hölzer in Koblenz erschien. Die Zeichnungen waren alle von dem Landschaftsmaler Bodmer, der den Prinzen auf der Reise begleitete. Es ist ein Prachtwerk von großem ethnographischem Werthe. — Die reichen Sammlungen wurden zu einem Naturalienkabinet vereinigt. Sie bildeten lange Zeit eine Zierde der Stadt Neuwied und eine wichtige Quelle für das Studium der Naturgeschichte. Nach dem Tode des Fürsten Hermann sind sie nach Amerika verkauft worden, wo sie noch unter dem Namen „Prinz Maximilian von Wied-Sammlung“ bestehen.

Prinz **Maximilian** war bis zu seinem Tode (1867) ein thätiges Mitglied der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie. Seine Verdienste sind in ihrem vollen Umfange geschätzt worden. Viele gelehrte Gesellschaften haben ihn zum Mitgliede ernannt. Eine wunderschöne Schlingpflanze aus den Urwäldern von Brasilien heißt ihm zu Ehren: Neowedia Speciosa. In gesellschaftlichen Kreisen wie in der Familie war er immer voll Leben und Heiterkeit, trotz seiner hervorragenden Geistesgaben sehr bescheiden und bis in sein hohes Alter liebenswürdig und wohlwollend gegen Jedermann.

Wir müssen hier noch die **Prinzessin Louise** besonders erwähnen. Sie gehört unter die schönen Kindererinnerungen der Königin Elisabeth und lebte nur idealen Interessen. Außergewöhnliches leistete sie in der Musik und Malerei. Viele Gemälde im fürstlichen Schloß verdanken ihr die Entstehung. Auch Fürst August war

sehr musikalisch, und da die Musik am fürstlichen Hofe mit Ernst und künstlerischem Verständniß getrieben wurde, so konnte der günstige Einfluß auf die Bewohner von Neuwied nicht ausbleiben. Prinzessin Louise hatte einen Gesangverein gegründet, der vortreffliche Aufführungen zu Stande brachte. Sie war auch Dichterin und hat bis in ihr 93. Jahr „das Versemachen" nicht verlernt. Die „Lieder einer Einsamen" lassen uns in ein frommes tief poetisches Gemüth hineinblicken.

Fürst August zu Wied hatte sich am 11. Juli 1812 mit der Prinzessin Sophie Auguste zu Solms-Braunfels vermählt. Ihr ältester Sohn war Fürst Hermann, der Vater der Königin von Rumänien.

Die Eltern der Prinzessin Elisabeth.

Wir haben eine ganze Reihe von Lebensbildern an uns vorüber ziehen lassen und doch nur einen kleinen Theil der ausgezeichneten Männer und Frauen kennen gelernt, die aus dem Geschlechte der Grafen und Fürsten zu Wied hervorgegangen sind.

Auch **Fürst Hermann** (geb. 1814) gehörte zu den hervorragenden Männern seiner Zeit. Nachdem er die Studienjahre in Göttingen beendet, Reisen durch Deutschland und Frankreich gemacht, dann eine Zeitlang in Berlin bei der Garde gedient hatte, übernahm er nach dem Tode seines Vaters 1836 die Verwaltung der weitläuftigen Besitzungen. Männlich schön und vornehm in seiner äußeren Erscheinung, von großer Herzensgüte und Bescheidenheit, dieser immer wiederkehrenden Tugend im Hause Wied, sehen wir in ihm auch den bedeutenden Mann von umfassender Bildung und tief gehenden Geistesinteressen. Als einer

philosophisch angelegten vorzugsweise theoretischen Natur war der Hauptinhalt seines Lebens ein unermüdliches Streben nach Erkenntniß der wichtigsten Fragen, die das leiblich-geistige Dasein des Menschen betreffen. Sein Sinn und Gemüth blieben beständig auf das Mysterium der menschlichen Natur gerichtet. Die Ergebnisse seines Nachdenkens sind in einem Werke niedergelegt, das, ohne den Verfasser zu nennen, unter dem Titel: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung" 1859 veröffentlicht wurde. Eine Reihe von Erfahrungen, welche theils Erlebnisse in seinem eigenen Hause, theils sensationelle Erscheinungen der Zeit ihm nahe gebracht, hatten ihn von der Realität und Wirksamkeit höherer und sogenannter geheimnißvoller Kräfte in der menschlichen Natur überzeugt. Er zweifelte nicht an der Thatsächlichkeit der magnetischen Heilkraft, des Somnambulismus, des Rapports, des Hellsehens u. s. w. Um diese Thatsache zu erklären, suchte der Fürst sich eine Theorie auszubilden, die er selbst nur für einen Versuch und eine Hypothese ausgab: sie bestand darin, daß die wesentlichen Bedingungen der menschlichen Natur „Leib, Seele und Geist" sein sollten; die Seele galt ihm als das persönliche und bewußte Princip, der Geist dagegen als das göttliche, schaffende, in allen Dingen wirksame und gegenwärtige, im Menschen unbewußt thätige Princip. Dieses nannte der Fürst „die Dreitheilung der menschlichen Natur". Er bezeichnet dieselbe als das Fundament seiner Lebens- und Weltanschauung. Daher

handelt sein Werk von dem unbewußten Geistesleben. Der Geist offenbart; der Seele wird offenbart. Was der Geist schaffend hervorbringt, kommt im Seelenleben zum Bewußtsein. Daher ist das bewußte Geistesleben zugleich göttliche Offenbarung. Was Mesmer magnetische Kraft genannt hat, ist ihm die göttliche Kraft. Diese wirkt in den Körpern bewegend und schaffend, in den Störungen des menschlichen Leibes heilend, insbesondere das organische Leben wiederherstellend; in dem sittlichen Seelenleben wirkt sie erlösend; daher gilt ihm auch die sogenannte magnetische Heilkraft als eine erlösende, und die magnetische Heilung als eine religiöse Wirkung. Hieraus sieht man, daß der Fürst die Thatsächlichkeit und Göttlichkeit der Offenbarung zwar bejaht, diesen Begriff aber keineswegs dogmatisch versteht. Ihre Wirkungen betrachtet er nicht als Wunder im gewöhnlichen Sinn, sondern als ganz natürliche Begebenheiten; nur glaubt er mit Hamlet, daß die Natur mehr und höhere Kräfte in sich schließt, „als unsere Schulweisheit sich träumt".

Da zu Folge seiner psychologischen Grundanschauung der dreitheiligen Menschennatur Seele und Geist wohl zusammen wirken, aber getrennt neben einander bestehen und keineswegs identisch sind, so konnte der Fürst mit der Ansicht der sog. Identitäts-Philosophen nicht übereinstimmen. Diese behaupten die Ureinheit von Natur und Geist, sie wollen den menschlichen Geist für eine Entwicklungsform des Göttlichen und die Seele für eine Ent-

wicklungsform des Geistes ansehen. Er verwarf daher die Lehre der Pantheisten, wie auch das System von Schelling und Hegel, und rechnete sich selbst zu denjenigen Philosophen, die Schelling „Reflexionsmenschen" genannt hat. Das sind diejenigen Denker, die mit dem gewöhnlichen Bewußtsein den Gegensatz zwischen Innen- und Außenwelt, innern und äußern Erscheinungen, Vorstellungen und Dingen, Denken und Sein festhalten; alle Erkenntniß aber, die darüber hinausstrebt oder diesen Gegensatz zu überwinden und die Einheit aller Dinge zu erfassen glaubt, halten sie für unmöglich. Aehnlich dachte Kant. Daher fühlte sich Fürst Hermann besonders zu dem Königsberger Philosophen hingezogen, der in seinen kritischen Werken die intelligible oder geistige Welt von der sinnlichen, das Wesen der Dinge oder die Dinge an sich von den Erscheinungen so genau und sorgfältig geschieden hatte. Nur in Ansehung der Freiheit vermochte er es nicht, der kantischen Lehre beizustimmen. Diese hatte das Wesen des Menschen, wie der Dinge überhaupt, für unerkennbar erklärt und doch der moralischen Freiheit gleichgesetzt, die uns auf dem Wege der sittlichen Selbstprüfung einleuchten und praktisch erkennbar sein sollte. Darin meinte der Fürst Hermann einen Widerspruch zu sehen, den er lösen wollte. Zu diesem Zwecke schrieb und veröffentlichte er eine Abhandlung unter dem Titel: „Ein Ergebniß aus der Kritik der kantischen Freiheitslehre". Um die Einwürfe zu entkräften, die ihm gemacht wurden, vertheidigte er seinen

Standpunkt in einem Schriftchen, das er unter dem Namen „Replik und Duplik" u. s. w. kurz vor seinem Tode herausgab. — Er hatte die menschliche Freiheit erklären wollen und den Einwurf erfahren, daß seine Lehre „Determinismus" sei. Diese Lehre war kurz gefaßt folgende: Die Freiheit, welche allein als solche gelten könne, bestehe in der Willens- oder Wahlfreiheit, d. h. in dem Vermögen, aus verschiedenen Möglichkeiten oder Beweggründen des Handelns einen zu wählen, was das Vermögen der Ueberlegung, der Erwägung oder des Bedenkens voraussetze. Wäre der Mensch allwissend, so würde er niemals nöthig haben sich zu bedenken oder Erwägungen anzustellen. Die göttliche Allwissenheit schließt daher die Freiheit aus, wogegen die menschliche Unwissenheit die Freiheit einschließt. Weil uns der größte Theil der Bedingungen, unter denen wir handeln, verborgen bleibt, darum handeln wir ohne die Erkenntniß unsrer Abhängigkeit und stellen uns eine beschränkte Reihe von Möglichkeiten vor, woraus wir wählen können. Deßhalb vermögen wir nicht anders, als uns für frei zu halten, und diese nothwendige Einbildung ist — so urtheilt der Fürst — die Freiheit selbst. Nur die Wahl ist frei, nicht die Wirkung. Es giebt daher nach der Ansicht des Fürsten keine freien Ursachen. Der Begriff der freien Ursache erscheint ihm wie ein leeres Dunstgebilde, „wie die Wolke, welche der Polonius jetzt für ein Kameel, jetzt für ein Wiesel ansieht, und die doch immer nur Dunst ist".

Mit liebenswürdiger Bescheidenheit stellt Fürst Hermann seine Ansichten niemals als unfehlbar hin, sondern betrachtet sie nur als Material zur Lösung der wichtigen Frage nach dem Zusammenhange zwischen Körper- und Seelenleben. Entgegengesetzten Meinungen begegnet er stets mit der Duldsamkeit eines denkenden Menschen, der jede Geistesarbeit achtet und ehrt. In seinen persönlichen Grundsätzen war er von echt deutscher Gesinnung. Aus vollster Ueberzeugung hielt er zu Preußen, dessen Beruf für die Neugestaltung Deutschlands ihm unzweifelhaft schien. Er hoffte, daß die deutschen Fürsten sich einst freiwillig entschließen könnten, zum Wohl des Ganzen ihrer Souveränität zu entsagen. Daß die Umstände es mit der Zeit gebieterisch fordern würden, war ihm unzweifelhaft. Im Herrenhause vertrat Fürst Hermann die liberale Richtung, zog sich jedoch bald aus der Oeffentlichkeit zurück, um nur seiner Familie und den philosophischen Studien zu leben. Mit besonderem Interesse studierte er die umfassenden Geschichtswerke von Mommsen, Häusser und Ranke. Auch für die Kunst hatte er tief empfänglichen Sinn und war selbst ein hervorragender Maler.

Durch ein unvorsichtiges Bad während des großen Feldlagers in Kalisch 1835 hatte sich der Fürst eine Kränklichkeit zugezogen, die in ihren Folgen auf sein ganzes Leben hemmend einwirkte und auch die Ursache seines frühen Todes wurde.

Fürst Hermann vermählte sich im Jahre 1842 mit

der noch in jugendlichem Alter stehenden Prinzessin **Maria von Nassau.** Sie war der großen Aufgabe vollkommen gewachsen, die ihr als Fürstin, Gattin und Mutter zu Theil wurde. Fürstin Marie ist eine durch ihre Schönheit und durch wahre Hoheit der Seele ausgezeichnete und imposante Erscheinung. Sie ist eine Frau von unerschütterlicher Willenskraft, scharfem Verstand, großer Opferfreudigkeit und unermüdlicher Thatkraft, unerbittlich streng gegen sich selbst und unerschöpflich in Güte und Nachsicht allen denen gegenüber, die in den Kreis ihres Lebens treten. Selbst durch Leiden vielfach heimgesucht, nimmt sie warmen Antheil an fremdem Leid. Es gehört zu den schönsten Freuden und Erquickungen ihres Lebens, die Noth der Armen und Kranken zu lindern und ihnen durch den Trost persönlicher Theilnahme näher zu treten. Wie ein wohlthätiger Engel schreitet sie durch die Häuser und Hütten von Neuwied. Wo sie erscheint, da zieht der Segen mit ein. Sie besitzt die schöne Gabe, mit Menschen aller Klassen und aller Stände auf wohlthuende Weise zu verkehren. Die Fürstin wird von Jedermann geliebt und verehrt. Sie strahlt nur Liebe aus, wohin sie sich auch wenden mag!

Kinderjahre.

Als am Freitag den 29. December 1843 in der Mittagsstunde die Glocken von Neuwied nach althergebrachter Weise zum Gebet läuteten und von nah und fern die Glocken der umliegenden Dörfer mit einstimmten, da ward dem jungen Fürstenpaare das erste Kind geboren. Es war eine Tochter. Nach ihren Pathinnen, der Königin Elisabeth von Preußen und der Großfürstin Elisabeth von Rußland, damals Braut des Herzogs von Nassau, erhielt sie in der Taufe den Namen:

Elisabeth.

Es haben die Glocken ein Leben eingeweiht, das ihnen gleichen sollte in der Fülle und Tragweite weckender Kraft. Ueber die Grenzen des Rheines hinaus bis zum fernen Orient hat des Klanges prophetische Verkündigung sich in Wort und That bewährt.

Anderthalb Jahre später ward am 22. August 1845 Prinz Wilhelm geboren. Während seiner Taufe stand

Elisabeth neben dem Sessel der Mutter folgte mit großer Aufmerksamkeit dem Gange der heiligen Handlung und fragte plötzlich ganz laut: „Was macht der schwarze Mann mit Brüderchen?“ Als die Taufe vorüber war, ging sie auf den Fußspitzen zur Gruppe der versammelten Stadträthe. Im Kreise der anwesenden Freunde und Verwandte waren es die einzigen ihr fremden Persönlichkeiten. Sie schaute sehr freundlich zu ihnen hinauf und reichte einem jeden das Händchen zum Kuß.

„Das war mein erster Cercle“, sagte die Königin scherzend als man dieser Begebenheit erwähnte.

Prinzessin Elisabeth entwickelte sich bald als ein höchst eigenartiges Kind. Sie war von stürmischem, unbeugsamem und verschlossenem Charakter. Ihre Erziehung lag ausschließlich in der Hand der Mutter, die zwar alles mit dem Fürsten besprach, aber durch ihn selbst veranlaßt niemand irgend welche Einmischung gestattete. Die Erinnerungen der Königin von Rumänien reichen bis in ihr drittes Jahr. Damals ward sie von der Fürstin nach Berlin zu ihrer Pathin der Königin Elisabeth gebracht. Die Phantasie des kleinen Mädchens sah in allen Fußbänken, Sophakissen, Schlummerrollen u. s. w. ihr angehörende Kinder, die sie mit besonderer Sorgfalt pflegte. Eines Tages kam sie eilig herbeigesprungen, umfaßte die Füße der Königin, welche auf einem Schemel ruhten, stellte sie unsanft auf den Boden, und mit dem zornigen Ausruf: „Du sollst aber

nicht auf meinem Kinde stehen!" trug sie die Fußbank fort. — „Hast du auch Kinder", war stets ihre Frage an Personen, die sie zum ersten Mal sah. Wer ihr verneinend antworten mußte, hatte fortan kein Interesse mehr für sie. „Von frühester Kindheit an schien" ihr „nichts so trostlos wie ein kinderleeres Haus." Um sie nur einigermaßen zu bändigen und zur Ruhe zu bringen, erhielt sie schon im vierten Jahre eine Gouvernante und regelmäßigen Unterricht. Sie war von solcher Lebendigkeit, daß die Nothwendigkeit des Stillsitzens ihr zur physischen Qual wurde. Als sie in ihrem fünften Jahre mit dem Bruder Wilhelm Professor Sohn zu einem Bilde sitzen sollte, versuchte man vergebens mit Strenge und Güte sie stille zu halten. Endlich beschloß sie selbst, sich nicht mehr zu rühren. Kaum aber hatte das kleine Prinzeßchen fünf Minuten regungslos gesessen, da sank sie plötzlich ohnmächtig vom Stuhl. Nur Fräulein Lavater, die Erzieherin ihrer Mutter, vermochte einen beruhigenden Einfluß auf sie auszuüben. Viel schöne Märchen und Geschichten hat sie der Prinzeß Elisabeth erzählt, und damit das rechte Mittel gewählt, um das lebhafte Kind zu fesseln. „Fräulein Lavater war eine Dame von außerordentlich unabhängigem Geiste, von großer Klarheit und Geduld. In den neuern Sprachen war sie wohl bewandert. Halbe Bücher kannte sie auswendig und kritisirte aufs feinste." Zu Lebzeiten des Fürsten kam sie jedes Jahr auf mehrere Monate nach Monrepos. Nach dessen Tode zog Fräulein Lavater ganz zur Fürstin

Mutter, wo sie als geliebte Freundin und geehrte Hausgenossin auch ihr Leben beschlossen hat.

Ganz hervorragende Charakter-Eigenschaften der Prinzessin Elisabeth waren von frühester Jugend an: Mitleid, Wahrhaftigkeit und große Selbstständigkeit. Schon in ihren Kinderjahren hat sie an der Hand der Mutter die Noth und Hülfsbedürftigkeit der armen Leute kennen gelernt. Ihr Herz war so tief ergriffen von dem Elend, das ihr hier nahe trat, daß sie wie selbstverständlich alles fortgab, was dem kindlichen Sinn für ihre Person entbehrlich schien. Die Mutter ließ sie zwar gewähren, schenkte ihr aber eines Tages ein großes Stück karirten Wollenstoff. Die kleine Prinzeß war außer sich vor Freude. „Nun kann ich doch alle meine Kleider fortgeben", rief sie jubelnd aus. „Willst du nicht lieber den Wollenstoff zu den armen Kindern tragen?" sagte die Fürstin, „deine weißen Kleidchen würden ihnen von geringerem Nutzen sein als der derbe Stoff." Das war dem Töchterchen ein neuer Gedanke und weckte ihren praktischen Sinn. „Ja", sagte sie, „das ist wahr", rief das Brüderchen herbei, und nun gingen die beiden Geschwister mit einander vom Schlosse hinab in die Stadt, um die schöne Gabe in ein Haus zu tragen, wo viele Kinder der einzige Reichthum ihrer Eltern waren.

Den ersten großen Kummer erlebte Prinzeß Elisabeth, als ihr jüngster Bruder, der Prinz Otto, am 22. Nov. 1850 geboren wurde. Wochenlang durfte sie die heißgeliebte, mit dem Tode ringende Mutter nicht sehen.

Das Brüderchen war ein wunderschöner Knabe, allein die Freude über seine glückliche Geburt sollte in den tiefsten Schmerz verwandelt werden. Ein organisches Leiden war ihm angeboren! Keine menschliche Kunst konnte das Uebel heben oder lindern. Die Fürstin war seit seiner Geburt gelähmt. Um in der Nähe eines geschickten Arztes zu sein, zog die fürstliche Familie im Frühjahr 1851 nach Bonn.

In dieser Zeit hat Ernst Moritz Arndt fast täglich die Fürstin besucht. Er las ihr seine patriotischen Lieder vor. Die kleine Elisabeth saß dabei auf seinen Knieen und lauschte mit hochgerötheten Wangen auf die begeisterten Reden, die in ihrer glühenden Kinderseele unbewußt poetischen Wiederhall fanden. Manchmal hat der greise Dichter wie segnend seine Hand auf ihrem Köpfchen ruhen lassen, und ihr den schönen Namen gedeutet, den sie trägt. „Elisabeth bedeutet: mein Gott ist Ruhe", und er mag sich wohl sinnend gefragt haben: „Wie kommt der Wirbelwind einmal zur Ruh'?"

Während ihres Aufenthalts in Bonn bildete sich im Fürstenhause ein Kreis von Künstlern und Gelehrten, der stetig anwuchs und später sowohl in Neuwied als in Monrepos bis auf unsere Tage heimisch blieb. Geistiges Mittheilen und Verkehren war dem Fürstenpaare Lebenselement. Sie waren selbst bedeutend genug, um die Männer der Kunst und Wissenschaft dauernd an sich zu fesseln. Da sehen wir außer E. M. Arndt auch Bunsen, Neukomm, Clemens Perthes, Jakob Bernays, später

Lessing, Sohn, Anton Springer u. a. m. In Bonn studierten damals auch der jetzige Kronprinz von Preußen, der Fürst zu Waldeck, und die Herzöge Friedrich und Christian von Augustenburg, mit denen der Kronprinz sich besonders befreundet hatte. Diese jungen Prinzen verkehrten fast täglich in der «Vinea Domini», dem vom fürstlichen Paar bewohnten Hause. Trotz ihres leidenden Zustandes wurden dort unter Leitung der geistreichen jungen Fürstin Vorträge gehalten, übersetzt, gedichtet, Shakespeare-Abende und Theater-Aufführungen veranstaltet. In Bonn sah Prinzessin Elisabeth auch die ersten Rumänen. Es waren die Gebrüder Sturdza, welche dort die Universität besuchten und denen sie manches rumänische Wort nachsprechen lernte. Im Sommer dieses Jahres erfolgte die Abreise des Fürsten Hermann, der um seiner angegriffenen Gesundheit willen 1852—1853 eine Reise nach Nordamerika und Cuba unternahm. Sein Schwager, Prinz Nikolaus von Nassau, begleitete ihn. Die interessanten und gemüthvollen Briefe, welche er damals an seine Gemahlin schrieb, sind 1865 in den „protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte" abgedruckt worden. Dr. H. Gelzer sagt von ihnen: „Wir sehen den Fürsten hier bald mit geistreichem Humor, bald mit dem Tiefsinn des historisch und philosophisch gebildeten, selbstständigen Denkers die überwältigenden Eindrücke der neuen Welt innerlich verarbeiten." Im Mai 1853 kehrte Fürst Hermann nach Deutschland zurück. Kurz vor seiner Ankunft schrieb er seiner Ge-

mahlin: „Die Vortheile dieser Reise sind noch höchst zweifelhafter Natur, denn es gehört eine gesunde, jugendlich frische Auffassung dazu, um im Reisen selbst eine Genugthuung zu finden. Meine Gedanken aber ruhen auf der Vergangenheit. Meine Zukunft liegt in den Kindern und in dem Glück derer, die ich liebe. Die Natur hier spricht mich nur in bedingter Weise an. Es fehlt das innerliche Wohlgefallen, das an heimische Eindrücke gefesselt ist." „Ob meine Reise wirklich einen erkennbaren Nutzen gehabt hat, läßt sich erst später mit Gewißheit beurtheilen. Jedenfalls war sie ein mächtiger Eingriff in den gewohnten Gang meines Lebens, und schon deßhalb von heilsamer Wirkung."

Indeß hatte sich der Gesundheitszustand der Fürstin wesentlich verschlimmert. Bei seiner Heimkehr beschloß der Fürst sogleich mit der ganzen Familie nach Paris zu gehen. Er hoffte, daß durch eine besondere Art der Behandlung seine Gemahlin dort Linderung ihrer Leiden finden würde. Für die Prinzessin Elisabeth war diese Reise ein großes Ereigniß. Ihre freudige Aufregung steigerte sich noch, als sie in Paris „les cours de l'abbé Gaultier" besuchen durfte, und mit andern Kindern zusammen lernen konnte. Allein die ungewohnten Verhältnisse und die vielen Menschen hatten das zehnjährige Kind ganz verwirrt. Ihre Aengstlichkeit und Schüchternheit schienen fast unüberwindlich. Sie, die so gut vorbereitet und schlagfertig im Antworten war, stand jetzt rathlos vor der einfachsten Frage, die an sie gerichtet

wurde. Doch kaum fühlte sie sich wieder unter dem Schutz ihrer Eltern, so löste sich der Bann, der auf ihrem Geiste lag; da war sie wieder das übermüthige, übersprudelnde Mädchen, dem die unternehmungslustigen Gedanken nie ausgingen.

Zu Weihnachten hatten die fürstlichen Kinder damals ein Marionettentheater erhalten. Eines Morgens findet der Freiherr von Bibra, Kammerdirektor und Freund des Fürsten, die kleine Elisabeth in voller Thätigkeit mit dem Theater beschäftigt. Den Bruder Wilhelm und ihre Puppen als Zuschauer, ließ sie die Marionetten und Pulcinelli Komödie spielen. Sie hatte alle Rollen allein übernommen und zwar mit solchem Talent und Nachahmung verschiedener Stimmen, daß die Mutter voll Schreck über die schauspielerische Begabung ihrer Tochter Tages darauf den Puppenkasten verschwinden ließ. Sie fürchtete den Bühnendämon in ihr zu wecken.

Im Juni 1854 konnte die fürstliche Familie aus Paris nach Monrepos zurückkehren. Die Fürstin war vollkommen hergestellt. Sie hatte auch die Gabe mit heimgebracht, kranke Menschen so zu heilen, wie sie geheilt worden war. Von nah und fern kamen jetzt viele Elende und Hülfsbedürftige zu ihr nach Neuwied und Monrepos. Ihre sanfte Hand und ihr tiefes Mitgefühl haben durch jene geheimnißvoll heilende Kraft auf die Leidenden stets einen segensreichen Einfluß ausgeübt.

Die Wintermonate wurden gewöhnlich in Neuwied zugebracht und für die Sommerzeit nach Monrepos ge-

zogen. Hier war es nun schon Jahre lang der glühendste Wunsch von Prinzessin Elisabeth, einmal mit den Dorfkindern auf der Schulbank sitzen zu können. Eines Morgens stürzt sie in größter Aufregung zu der vielbeschäftigten Mutter ins Zimmer hinein und frägt, ob sie wohl mit den Pächterskindern zur Schule gehen dürfte. Die Fürstin überhört die Frage und nickt dem Kinde freundlich zu. Das Töchterchen nimmt dieses Zeichen für eine Erlaubniß und rennt nun athemlos auf den nahen Pachthof, Hahnhof genannt. Dort erfährt sie, daß die kleinen Mädchen der Frau Schanz schon fort zur Schule sind; sie jagt ihnen nach, erreicht sie noch zu rechter Zeit und tritt mit ihnen in das Schulzimmer, wo gerade Singstunde gehalten werden soll. Der Lehrer war höchst geschmeichelt, als er das Prinzeßchen vor sich auf der Schulbank sah, wie sie ganz glückselig aus voller Kehle mitsang. Allein des Pächters kleines Mädchen, schon ein wenig von der Hofetiquette angehaucht, hielt es für sehr unpassend, daß eine Fürstentochter mit den Dorfkindern „so arg laut sänge". Sobald sich deren Stimme über die der andern Kinder erhob, legte ihre Nachbarin rasch die Hand auf ihren Mund, und suchte durch diese belehrende That der Prinzessin das Ungehörige der Situation klar zu machen. –

Im Schlosse entstand indeß große Bestürzung über das Verschwinden der Prinzessin Elisabeth. Nach allen Seiten hin wurden die Lakaien ausgeschickt. Lange suchten sie vergebens in den nahen Buchenwäldern und umlie-

genden Dörfern. Endlich fand man das Prinzeßchen seelenvergnügt in der Dorfschule von Rodenbach. Der verlorene Wildfang ward ins Schloß zurückgeleitet und Stubenarrest für den ganzen Tag der Schluß des so begeistert begonnenen Morgens. „Es war leider der einzige geniale Streich meines Kinderlebens", sagte uns die Königin. „Ich schämte mich furchtbar und wagte nie davon zu sprechen."

Prinzessin Elisabeth mußte mit großer Consequenz und besonderem Ernst geleitet werden. Es lag die Gefahr so nahe, daß die außergewöhnlichen und gewaltigen Anlagen des begabten Kindes eine falsche Richtung nehmen könnten. Leidenschaftlich und ungestüm erfaßte sie jegliche Beschäftigung. Beim Spiel mit ihren Altersgenossinnen war sie immer höchst aufgeregt. Die fremdeste Kinderschaar, ob aus vornehmen oder aus Dorfkindern zusammengesetzt, fügte sich augenblicklich ihrer Herrschaft und gehorchte willenlos. Das kleine Völkchen ließ sich von ihr zu den wildesten Spielen verleiten. Prinzeß Elisabeth aber spielte nicht nur zum Scherz, sie war im Augenblicke ganz beherrscht von der Welt ihrer Phantasie und lebte förmlich in den phantastischen Gedanken, die sie hier zur Ausführung brachte. Ein gewisser Drang zu herrschen und der Trieb nach schöpferischer Thätigkeit gehörten zu ihren natürlichen Eigenschaften.

Sonntags nach dem Frühstück pflegten die drei fürstlichen Kinder gewöhnlich Gedichte eigener Wahl ihren Eltern herzusagen. Mit 9 Jahren declamirte Prinzessin Elisabeth den Kampf mit dem Drachen. Ob-

gleich ihre Gedächtnißschärfe so stark war, daß sie ein Gedicht von vier Strophen, welches der Fürst ihr nur ein Mal vorlas, ihm unmittelbar darauf wiederholen konnte, so hat sie es doch niemals vermocht Alexandriner auswendig zu lernen. Sie hatten für sie weder Rhythmus noch Musik und waren ihr „ein Greuel". Später konnte sie nur für Béranger und Molière einigen Geschmack gewinnen. Mit 9 und 10 Jahren machte sie Gelegenheitsgedichte. Mit 12 Jahren versuchte sie eine Novelle zu schreiben. Als vierzehnjähriges Mädchen hat sie sich Dramen und Schauertragödien ausgedacht. Je mehr Schreckensscenen darin vorkamen, desto befriedigter war sie. Abends spät und Morgens früh ersann sie die schönsten Geschichten; ihre Phantasie malte nur ins Tragisch-Ungeheuerliche, sie lebte in beständigen Contrasten. Aus dem höchsten Uebermuth verfiel sie plötzlich in Kleinmuth und gänzlichen Mangel an Selbstvertrauen. Es kamen Zeiten übermäßiger Heiterkeit und unendlicher Melancholie. Dann ward sie von der Idee gequält, jedermann unangenehm und unerträglich zu sein. „Ich konnte mir nicht helfen", bekennt sie selbst, „ich konnte nicht sanft sein, ich mußte so stürmisch sein; ich war den Menschen von Herzen dankbar, wenn sie Geduld mit mir hatten. Es wurde besser, als sich für mich das Sicherheitsventil öffnete — das Dichten." Prinzessin Elisabeth wurde von ihrer Phantasie oft dermaßen überwältigt, daß sie Wirklichkeit und Einbildung nicht mehr zu unterscheiden vermochte. So geschah es denn ungefähr

in ihrem zwölften Jahre, daß der Anblick einer vom Großonkel Max als Jagdbeute heimgebrachten wilden Katze sie in die größte Aufregung versetzte. Beim Schlafengehen vergegenwärtigte sie sich noch ein Mal die eben gehörte Beschreibung dieser furchtbaren Thiergattung, die blutgierig, gewandt und schlau ihre Beute im Sprunge erhascht. Ganz erfüllt von dem schreckenerregenden Eindruck des vorigen Tages, hüllte sie sich am andern Morgen in ihr graues Mäntelchen, um zur Schulstunde zu gehen. Die Treppe hinabsteigend sann sie nach, was wohl zu thun wäre, wenn sie jetzt eben von einem Raubthier überfallen würde. Daran denken, das wilde Thier schon vor sich sehen, das Mäntelchen abreißen, auf die Erde werfen, darüber wegspringen und die Treppe wieder hinaufstürmen war das Werk eines Augenblicks. — Die Putzfrau sah ihr zu und lachte! Das brachte sie wieder zur Besinnung und auf den ungestörten Gang zur Schule.

Um diese schrankenlose Natur zu bändigen, wurde sie von der Mutter überall mitgenommen, wo der Ernst des Lebens mächtiger an sie herantreten mußte. An Kranken- und an Sterbebetten hat sie oft gestanden. Das Leiden des schwärmerisch geliebten kleinen Bruders hat sie früh gereift und mit den Qualen vertraut gemacht, die ein siecher Körper erdulden muß. Das erste Sterbebett, an welches die Mutter sie führte, war das ihrer Großmutter, der Herzogin von Nassau. Der Todeskampf machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie. Der Anblick der Leiche weckte jedoch keine Schrecken

in ihrem Gemüthe. Ihre Gedanken gingen über den Tod hinaus. Nur liebliche Bilder entstanden in der Seele des zwölfjährigen, phantasievollen Mädchens. Sie eilte hinaus in den Garten. Es war die schönste Rosenzeit. Reich beladen mit den herrlichsten Rosen kehrte sie ins Sterbezimmer zurück. Das Todtenbett der Großmutter verwandelte sie in einen Blumengarten, sie schmückte die Leiche mit duftenden Blumen, sie schmückte das Zimmer und nahm der entseelten Hülle und ihrer Umgebung das starre und leblose Ansehen, das uns beim Eintritt in ein Todtengemach so feierlich berührt. Sie faßte den Tod poetisch auf, denn die Mutter hatte ihr das Scheiden von der Erde immer als das höchste Glück dargestellt. Die Anschauung des Sterbens geht durch ihr ganzes Leben. Von einem Todtenbett zum andern ist sie gegangen.

Zu Gottesfurcht und Frömmigkeit von ihrer Mutter erzogen, war es ein hochbedeutsames Ereigniß, als sie in ihrem zwölften Jahre zum ersten Male mit in die Kirche gehen durfte. Fortan wurden die Sonn- und Festtage zu Glanzpunkten ihres jugendlichen Lebens. Mit einer von phantasievoller Frömmigkeit gehobenen Stimmung folgte sie dem Gange des Gottesdienstes, wurde tief ergriffen von der Auslegung der heiligen Schrift, dachte viele Tage über das Gehörte nach und hat die Predigten häufig niedergeschrieben.

Sechs Jahre hindurch war Fräulein Jossé Erzieherin der Prinzessin Elisabeth gewesen. Mit großer Treue und Hingebung hat sie die Pflichten ihres schweren

Berufes erfüllt. Als sie Neuwied verließ, kam keine Gouvernante mehr ins fürstliche Haus. Von nun an, 1858—1860, leitete ein Hauslehrer den Unterricht der Prinzessin. Als Herr Sauerwein zum ersten Mal ins Schloß kam, empfing ihn die Fürstin mit den Worten: „Sie bekommen einen kleinen Widerspruchsgeist zur Schülerin, sie hat gar keinen Autoriätsglauben. Ihre ersten Fragen sind immer „warum" und „ist es auch wahr?" Die Schülerin hatte sich aber sehr bald mit ihrem Lehrer eingelebt. Herr Sauerwein war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und in Sprachen ein zweiter Mezzofanti. Darüber war die Prinzessin ganz entzückt, denn sie lernte leidenschaftlich gern und sehr leicht die fremden Sprachen. Der Lehrer hatte lange Zeit in England gelebt, war Enthusiast für dieses Land, seine Geschichte und seine Einrichtungen. Alle Stunden gab er in englischer Sprache. Mit Vorliebe ward die Geschichte Englands getrieben. Sogar Latein und Italienisch wurden ins Englische übersetzt. Mit Herrn Sauerwein las die Prinzessin den Ovid, Horaz und einen Theil des Cicero, machte schriftliche Arbeiten in lateinischer, englischer und italienischer Sprache, lernte eifrig Arithmetik und Geometrie. Physikstunden hatte sie im Hause des Freiherrn von Bibra gemeinsam mit dessen Tochter Marie. Sie war ihre einzige Gespielin und liebste Freundin. Auf die stürmische Natur der Prinzessin Elisabeth hat ihr sanftes Wesen einen sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt.

Den französischen Unterricht gab eine Pariserin.

Mit ihr wurden Abends nach dem Thee hauptsächlich die alten französischen Chroniken und Memoiren gelesen: Froissard, Joinville, Philipp de Comines, St. Simon u. s. w., dann aber auch die dramatischen Dichtungen des Molière, Racine, Corneille u. s. w. Die schönsten Dramen der deutschen Klassiker hat die Fürstin von nun an der Tochter selbst vorgelesen, auch Schillers 30jährigen Krieg und zu wiederholten Malen Lessings Nathan. Beckers Weltgeschichte hat Prinzessin Elisabeth für sich allein, in einem Sommer, vom ersten bis zum letzten Bande vollständig durchgelesen; so auch Gibbons geschichtliche Werke. Sie konnte bei der schon erwähnten Kraft des Gedächtnisses sich den Inhalt des Gelesenen stets lebhaft vergegenwärtigen. Mit 15 Jahren las sie täglich 3 Zeitungen und hatte großes Interesse für die Politik. Mit „Passion" machte sie Aufsätze und besonders gern Dispositionen zu Aufsätzen. Ihr „wonnevollstes Entzücken" aber waren von jeher Märchen und Volkslieder. „Ich konnte", sagt sie, „das schönste Geschichtswerk, ja sogar die vergleichende Grammatik, die ich doch so leidenschaftlich gern studierte, für ein kleines Märchen in den Winkel werfen." The wide, wide world von Mrs. Wetherell war ihr einmal in die Hände gefallen. Sie „las es immer und immer wieder mit verzehrendem Interesse", verbarg aber das Buch unter ihrer Ovid-Uebersetzung, damit niemand ahnte, was sie so beschäftigte und aufregte. Bis zu ihrem neunzehnten Jahre hat sie in keinen Roman hineinblicken dürfen. Dann wurde

ihr erlaubt, Abends nach dem Thee „Ivanhoe" und „Soll und Haben" von Freitag vorzulesen. Es wurde absichtlich alles vermieden, was ihre rastlos arbeitende Phantasie noch mehr anregen konnte. Ihr selbst unbewußt hatte schon der im Fürstenhause zu Wied heimisch gewordene Geist der Pflicht und Arbeit, der Liebe und Frömmigkeit eine unwillkürlich erziehende Macht auf sie ausgeübt. Vieles, was sich in dem Charakter der Prinzessin Elisabeth so schön und harmonisch entwickelt hat, dankt sie dem stillen Beispiel ihrer Eltern und dem Geist des heimathlichen Hauses.

Jugendzeit.

Mit der zunehmenden Kränklichkeit des Fürsten wurde der Aufenthalt in Monrepos immer länger ausgedehnt. Es schien mit seiner Umgebung auch wie geschaffen zum Wohnsitz eines Mannes, der sich in dem zurückgezogenen Kreise seiner Familie am wohlsten fühlte und sich gern in die contemplativen Beschäftigungen theologischer und philosophischer Studien vertiefte.

Das Schloß ist auf dem vorspringenden Hügel eines Bergrückens erbaut, der noch zum Westerwalde gehört. Die ganze Pracht des Neuwieder Beckens liegt dem Beschauer zu Füßen. In großem Bogen umfluthet der Rhein die historische Ebene, wo Römer, Alemannen und Franken um Macht und Herrschaft stritten. An seinem rechten Ufer liegt weit ausgebreitet das Städtchen Neuwied mit dem schönen Schloß und Park, gegenüber die Häuser von Weißenthurm. In der Ferne erweitert sich der blinkende

Rhein unserm Auge zu breiteren Flächen. Ehrenbreitsteins Schieferfelsen und Festungslinien werden sichtbar, bei günstiger Beleuchtung auch die Häuser und Thürme von Koblenz. Wie in grünem Waldesschatten eingebettet, liegen hie und da kleine Dörfer in der Ebene. Da ist zunächst Fegendorf, dann Niederbiber mit seiner alten Kirche in romanischem Styl auf römischem Unterbau, weiterhin Oberbiber, auf der Höhe die Ruine von Braunsberg u. a. m. Dazwischen schlängelt sich der Wiedbach in mannigfachen Windungen zum Rheine hin.

Ringsum wird der Horizont von verschiedenen Gebirgsketten begrenzt. Nach Osten zu sieht man die Höhenzüge des Westerwaldes, im Süden die Vorhöhen des Taunus, dann den Hundsrück. Wo die Bergketten sich gegen einander senken, ahnt man das Thal der Mosel. Nach Westen zu erheben sich die vulkanischen Kegel des Maifeldes und der Eifel. Ueberall werden historische Erinnerungen wachgerufen. Es ist ein Landschaftsbild voll Leben, Schönheit und Mannigfaltigkeit.

Unmittelbar hinter dem Schlosse beginnen die prachtvollsten Buchenwälder. Mit ihren mächtigen Laubkronen bilden die hohen freiaufstrebenden Bäume förmlich grüne Hallen. An heißen Sommertagen bieten sie den erquickendsten Schatten, denn der Sonnenschein bleibt wie gefangen an jedem einzelnen Blättchen hängen und strahlt nur gedämpftes Licht auf die Erde herab. Wohlgepflegte Wege führen Meilen weit durch die wundervollen Wälder und schattig kühlen Thalgründe. In der Nähe des

Schlosses, leicht erreichbar, sind schöne Aussichtspunkte in das romantische Friedrichsthal mit seinen grünen Wiesen und dem in Freiheit äsenden Wild, nach dem Fürstensitz zur Aussicht auf das tief unten im Wiedbachthale liegende Altwied mit seiner malerischen Burgruine, oder zu dem etwas entfernteren Jagdschlößchen, jetzt Meinhof genannt.

Der untere Stock vom Schloß Monrepos gleicht einer weiten Halle, wo der große Saal die ganze Breite einnimmt. Durch zahlreiche, eng aneinander gereihte Fenster blickt man von der einen Seite in die weite bergumrahmte Ebene, von der andern Seite in den tiefen Waldesschatten. Die Entfernung von Neuwied beträgt eine kleine Meile, mag man nun über Irlich und Rodenbach oder über Heddesdorf und Segendorf auf bequemer Straße hinauffahren. Weithin leuchtet schon von Neuwied aus der langgedehnte Bau des hellgetünchten Schlosses.

Hier war Prinzessin Elisabeth in ihrem Element, hier war Wald und Freiheit. Je mächtiger das Tosen und Brausen in der Natur, um so fröhlicher fühlte sich die jugendliche Schwärmerin. Bei Sturm und Gewitter, bei strömendem Regen und Schneegestöber eilte sie hinaus in den Wald. Im Hause schien ihr die Welt zu eng, in die freie Natur, in den Kampf der Elemente verlangte sie. Bellend und wedelnd sprangen drei prachtvolle Bernhardinerhunde ihr nach, sie waren die unzertrennlichen Begleiter der jungen Gebieterin, zumal Mentor, der Lieblingshund. Wenn der Sturm so arg wüthete, daß

er die Aeste von den Bäumen brach, das dürre Laub wirbelnd vor sich herjagte, dann war sie überglücklich und streifte ohne Weg und Steg durch den Wald, sie mußte dem Heulen und Pfeifen des Windes, dem Krachen und Sägen der Aeste zuhören.

Sturm im Wald.

Es brauset der Wald
Wilde Melodei,
Es jaget der Wind
Viel Wolken vorbei.

Es krachet der Stamm
Und stöhnen die Aest',
Die Wolken und Wind',
Die halten ein Fest.

Sie spielen Turnier,
Wer stark und wer schnell,
Zerbrechen den Wald
Und peitschen die Well'.

In all' dem Gebrause
Ich schreite dahin
Mit kräftigen Schritten,
Mit fröhlichem Sinn.

Mir scheint aus dem Herzen
Ins Herze hinein
Die Sonne, die gold'ne,
Die Sonne allein!

Im Herbst, wo die gelben Blätter hochgethürmt dalagen, konnte sie stundenlang durchs raschelnde Laub gehen, um auf ihr Rauschen zu horchen. Es waren alles Stimmen, die eine Sprache zu ihr redeten. Jeder Sonnenblick, der den Wald oder das weite Land vor ihr verklärte, jeder Grashalm, Luft, Licht, Vögel und Blumen hatten eine persönliche Bedeutung für sie. Den Kopf voll dichtender Gedanken kam sie ins Schloß zurück und schrieb nieder, was der Wald, der Sturm, die Sonne und die Vögel ihr zugeraunt:

Du Waldgeruch, du Waldgesang!
Du frischer Duft, du reicher Klang,
Wie hab' ich dich so gern!
Wie lacht mein Aug', mein Herz dir zu,
Wie bringest Freud' und Frieden du
Dem armen Erdenstern.

Mit solchen Liederergüssen beruhigte Prinzessin Elisabeth ihr aufgeregtes Gemüth. Doch niemand durfte es ahnen, „daß sie die kleinen heimlichen Verse schrieb"; es war ihr tiefstes Geheimniß, „das sie selbst vor den Büchern im Schrank, vor der Luft im Zimmer versteckte".

„So lebt' ich im Geiste
Heimlich mein eigenes Leben, es ahnte das keiner.
Jeglicher Ton, jed' Wolkengebilde, mir ward es
Stoff zu unendlichem Denken und kühnem Empfinden.
(Aus Sappho, von Carmen Sylva.)

Man macht sich gewöhnlich einen andern Begriff von den Freiheiten einer Fürstentochter. Hier hatte aber die kluge tiefblickende Mutter das rechte Mittel getroffen, um die Sturmnatur des eigenthümlichen Charakters zu bändigen. „Wir müssen sie ihre eigenen Wege gehen lassen und die begonnene innere Arbeit nicht stören", schrieb sie damals einer Freundin. — Ihrem großen Widerspruchsgeiste begegnete der Fürst mit dem nämlichen Grundsatz. Wenn die Tochter ihren Willen durchsetzen wollte, pflegte er zu sagen: „Man muß die Menschen nicht zu ihrem Glücke zwingen, man muß sie zur Einsicht kommen lassen".

Von ihrem sechzehnten Jahre an begann Prinzessin Elisabeth ihre Gedichte regelmäßig in ein Buch zu schreiben. Das einsame Kind mit seinen ungestümen Regungen, gedankenreich und scharfsinnig im Erfassen der Außenwelt, legte nun all ihr Denken und Empfinden in die Lieder, welche sie unwillkürlich dichtete, und die von nun an ihr Tagebuch bildeten. Aus Furcht, unwahr zu sein, machte sie kein Concept und verbesserte nie das Geschriebene, „weil es doch ursprünglich nur in der ersten Fassung gedacht war". Bis zu ihrem dreißigsten Jahre kannte sie die Technik der Verskunst nicht, wagte auch nicht sie zu erlernen, um sich nicht auf diese Weise zu verrathen. Es kam eine Zeit, wo sie glaubte, die Poesie verachten zu müssen, wo sie sich absichtlich über alles Dichten lustig machte. Da warf sie sich mit Macht auf das Studium der Musik. Sie raste auf dem Klavier. Je wilder sie spielte, je lauter sie sang, um so befriedigter schien sie. Doch das innere Feuer, das sie verzehrte, ward nicht zur Ruhe gebracht, das Ideal, das ihr vorschwebte, nicht erreicht. „Die Lieder klangen in meiner Kehle so schwach und klein, statt zu brausen und zu schluchzen." Sie gerieth durch die Musik in so nervöse Aufregung, daß die Mutter ihr das Klavierspiel auf zwei Jahre verbot. Nun griff sie zum Stift und zu den Farben, versuchte zu zeichnen und zu malen. Auch hier genügte sie sich nicht, verzweifelte an sich und ihren Fähigkeiten und glaubte nie zu erreichen, wonach sie so heiß und verlangend strebte.

Alle, die Prinzessin Elisabeth damals gekannt haben, sind noch ganz erfüllt von dem Eindruck ihrer höchst lebensvollen Anmuth. Von schlanker Gestalt, frischen Farben, einer Fülle von dunkelbraunem, kaum zu fesselndem Haar, großen blauen Augen, mit einem Blick, als müßten sie immer tief in der eigenen Seele etwas erforschen und belauschen. Ohne eigentlich schön zu sein, war ihre Erscheinung ganz besonders anziehend durch den vergeistigten Ausdruck ihrer Züge. Von ihrer Umgebung ward sie damals nur Prinzeß Waldröschen genannt.

In diese Zeit fällt der Aufenthalt von Prinzessin Sophie von Nassau, einer jüngeren Schwester der Fürstin zu Wied, und der Gräfin Thekla zu Solms-Laubach, einer Nichte des Fürsten. Die beiden jungen Mädchen lebten ein ganzes Jahr wie Töchter des Hauses in Neuwied und Monrepos. Prinzessin Sophie verlobte sich auch unter dem Schutze des fürstlichen Paares. Im Sommer 1857 feierte man in Biebrich ihre Hochzeit mit dem Herzoge von Ostgothland, dem jetzt regierenden Könige von Schweden.

Hauslehrer und Gouvernanten hatten das Schloß verlassen. Täglich kam jetzt Pastor Harder, der Mennonitenprediger aus Neuwied, zur Prinzessin, um ihr Logik, Geschichte und Kirchengeschichte vorzutragen. Der Verkehr mit diesem geliebten Lehrer war ihr unendlich viel werth, nicht allein um des gründlichen Unterrichts willen, den sie empfing, sondern auch weil sie zu seiner Person das größte Vertrauen hegte. Wenn die Wellen

ihres oft gekränkten Ehrgefühls zu hoch gingen, dann besprach sie auf den gemeinsamen Spaziergängen mit dem Pastor Harder alles das, was sie sonst ängstlich vor jedermann verbarg. Seine Predigten gingen ihr sehr zu Herzen. In den Liedertagebüchern finden wir eine Menge Notizen und Dispositionen, die von der Prinzessin gleich nach dem Gottesdienste niedergeschrieben wurden.

Im Herbst 1858 machte das fürstliche Paar mit den Kindern eine drei Monate dauernde Vergnügungsreise durch die Schweiz und Oberitalien. Auch Prinz Otto war wohl genug, um daran Theil nehmen zu können. Sein Interesse und „sein Entzücken über all' die Herrlichkeit in Kunst und Natur war grenzenlos". Die verständigen Fragen des achtjährigen frühreifen Knaben lenkten bald die Aufmerksamkeit der Führer auf ihn; mit ihren Erklärungen wandten sie sich nun meist an den kleinen Prinzen, der ihnen mit leuchtenden Augen zuhörte. Vom Anblick des Rheinfalls war er ganz überwältigt und begann den Taucher herzusagen; er konnte sich sehr für menschliche Größen begeistern und war in Mailand hingerissen von dem Leben des Carlo Borromeo. „Prinz Otto hatte viel Humor, wußte den Dingen oft ihre komische Seite abzugewinnen und beobachtete sehr scharf, trotz seines jugendlichen Alters." Er war der Liebling aller, die ihn kannten. Wenn er sich wohler fühlte, herrschte die Freude im Hause. „Von klein auf", so schreibt der Fürst in einem seiner Briefe, „haben wir ihn heranwachsen, d. h. einen hundertfältigen Tod sterben

sehen, den er, mit seltener Lebenskraft ausgerüstet, mit Anlagen von der Natur verschwenderisch ausgestattet, immer wieder überwand, um ein neues Leben des Schmerzes und der Plagen zu beginnen. — Denkt man sich das arme Kind herangewachsen zum männlichen Alter, behaftet mit dem furchtbaren Gebrechen, das er bis dahin ohne Klagen erduldete und als eine von Gott auferlegte Fügung freudig hinnahm, so möchte einem bei dieser Vorstellung das Herz vor Jammer brechen." „Die Mutter war nicht nur seine unermüdliche Pflegerin, sie war seine Herzensfreundin, die jeden Gedanken mit ihm theilte und mit seltener Kraft und Ergebung ihn auf seine Erlösung und Gottes Barmherzigkeit vertröstete."

Am 12. März 1860 hatte Professor Busch aus Bonn eine Operation versucht, die zwar verhältnißmäßig gelang, aber dem heldenmüthigen Knaben doch nur neue Leiden brachte. „Mit großer Reife und Liebenswürdigkeit, mit verklärter geistiger Ruhe war er an sein Schmerzenslager gefesselt. Der Körper des Knaben war gebrochen, aber der geistige Mensch in seiner ganzen Trefflichkeit gegenwärtig. Keine Uebel der Krankheit hatten sein klares Urtheil getrübt. Seine schon hier veredelte und zu seltener Würde verklärte Seele verkehrte ungehindert mit seiner Umgebung, als ob der zerfallene Körper ihn nichts anginge."

(Aus einem Briefe des Fürsten Hermann.)

Ein unendlich rührendes und inniges Verhältniß herrschte von Kindheit auf zwischen den drei Geschwistern.

Darum war es ihnen auch ein großer Kummer, als sie sich 1859 vom ältesten Bruder trennen mußten. Die Eltern hatten den Prinzen Wilhelm aus allen gewohnten Verhältnissen heraus nach Basel gegeben, wo er das Gymnasium besuchte und bei Professor Gelzer als Kind des Hauses lebte.

Im Sommer 1860 ward Prinzessin Elisabeth confirmirt. Schon den ganzen Winter hindurch hatte die Fürstin ihr Kind selbst darauf vorbereitet und mit dem Fürsten alle Glaubenssätze durchgesprochen. Ihrer eigenen Leiden vergessend, hat die treue Mutter oft Nachts am Schmerzenslager des geliebten Sohnes die Fragen und Dispositionen niedergeschrieben, welche die Tochter am andern Morgen ausarbeiten sollte. Wenn das junge Mädchen bei diesen schriftlichen Aufgaben sich besonders angeregt fühlte, da ist es öfters vorgekommen, daß sie den in Prosa begonnenen Aufsatz, ohne sich viel zu besinnen, ja fast unwillkürlich in gereimten Versen zu Ende führte. Die letzten zwei Monate vor der Confirmation gab Kirchenrath Dilthey den Religionsunterricht, und zwar in der freien Natur, indem er mit ihr die schöne Buchenallee auf und nieder ging. Die heilige Handlung ward in Monrepos vollzogen und zu diesem Zweck die Gallerie in eine Kapelle umgewandelt. Alle Pathen der Prinzessin, die nächsten Anverwandten der Häuser Wied und Nassau und auch die Kaiserin von Deutschland, damalige Prinzessin von Preußen, hatten sich zu dieser Feier in Monrepos versammelt.

Die Tagebuch-Lieder aus jener Zeit sind wie das Ausstrahlen einer nach Gott verlangenden Seele. In einem Gedicht vom 15. Juli, also kurz vor der Confirmation, das mit: „Danket dem Herrn" beginnt, heißt es:

Danket dem Herrn der Euch herrlich bereitet,
Danket dem Herrn der Euch segnend geleitet,
Dank ihm du Erdkreis, du himmlischer Stern.
Alles was Odem hat, danke dem Herrn!

„Ich will ihm danken, dem Vater des Lebens,
Ich will ihm folgen voll edlen Strebens,
Ich will ihn suchen, den Vater des Lichts,
Ich will ihn lieben, ohn' ihn vermag ich ja nichts!"

Im September 1860 schreibt sie in ihr Tagebuch: „Nur das tiefste umfassendste Denken giebt uns Klarheit. Nur eine reine objektive Betrachtung giebt uns Erkenntniß. Das Schwelgen in unklaren Gefühlen und das Tändeln mit poetischen Bildern zieht unsern Geist in den Staub, lähmt die Schwungfedern der göttlichen Kraft."

Nun kamen schmerzvolle Tage und Jahre. Der Vater war immer krank, die Mutter war von aufreibenden Pflichten in Anspruch genommen, die Leiden des kleinen Bruders steigerten sich. – Während der langen Agonie des geliebten Sohnes, wobei die Fürstin sich ganz seiner Pflege widmen mußte, hat Prinzessin Elisabeth täglich viele Stunden in ihres Vaters Studierstube zugebracht. Daß ein Mann, wie Fürst Hermann, in dessen Gemüth und Denkart Mystik und Naturalismus, roman-

tische und rationalistische Anschauungsweisen auf eigenthümliche Art vereinigt waren, einen großen Einfluß auf die Entwickelung seiner Tochter ausüben mußte, sobald diese ihm geistig nahe trat, ist sehr begreiflich. Manchmal durfte sie mit ihm arbeiten, für ihn abschreiben, ihm vorlesen. Dann besprach Fürst Hermann mit ihr allerlei Fragen, die durch das Lesen in seinem Werke „Ueber das unbewußte Geistesleben“ hervorgerufen wurden. Er wollte sehen, ob sie verstand, was er geschrieben, und freute sich des Eindrucks auf den Geist und die Seele seiner Tochter. Faßte sie seinen Gedankengang, so sagte er wohl manches Mal: „Also nun ist's klar! Dann kann es auch so bleiben.“

Es war aber ein gar stilles Haus für solch' lebensfrohes Mädchen. „Dem Vögelchen ist der Käfig zu eng geworden“, sagte die besorgte Mutter. Darum ward beschlossen, die Einladung der Königin Augusta anzunehmen und Prinzessin Elisabeth mit Fräulein Lavater nach Berlin reisen zu lassen. Dort war ein so naturwüchsiges Fürstenkind wohl kaum noch erschienen. Man entsetzte sich förmlich über den Wildfang. „Und ich hatte mir doch im Salon die größte Gewalt angethan, um in den Schranken der Etiquette zu bleiben und hübsch vernünftig Conversation zu machen.“ Am wohlsten fühlte sie sich in der Familie der Fürstin von Hohenzollern, die den Winter in Berlin zubrachte. In spätern Jahren schrieb sie als Fürstin von Rumänien, im Rückblick auf diese Zeit: „Wenn ich in Berlin, wo ich schon so sehr

für die Mutter schwärmte, das alles geahnt hätte! Oder habe ich's geahnt, daß ich mich dort an niemand angeschlossen habe als an Marie, und daß mir's nirgends so wohl war als in ihrer Familie?" Sie hat damals auch mit an dem Unterricht theilgenommen, welcher der Prinzessin Marie von Hohenzollern, jetzt Gräfin von Flandern, ertheilt wurde. Ein besonders lebhaftes und nachhaltiges Interesse fesselte sie an die Vorträge, welche ihnen vom Professor Waagen im Museum gehalten wurden.

Hier in Berlin begegnete Prinzessin Elisabeth auch zum ersten Mal dem Prinzen Karl von Hohenzollern. Man erzählt sich, daß, als sie eines Tages die Treppen im Schloß nach ihrer Gewohnheit rasch hinabsprang und auf den letzten Stufen ausglitt, Prinz Karl sie noch vor dem Fall in seinen Armen auffangen konnte.

Trotz aller Güte und Liebenswürdigkeit, mit der die Königin Augusta und die königliche Familie das anmuthige Mädchen umgaben, trotz der hohen Kunstgenüsse jeder Art, die ihr in Berlin geboten wurden, sehnte sie sich doch zurück in das Elternhaus, in die stillen Krankenstuben, in den freien Wald und an den mächtigen Rhein. Aus dieser Zeit liest man im Tagebuch eine Menge Gedichte, die nur von Sehnsucht reden. Das Waldröschen konnte sich nicht heimisch fühlen in der großen Stadt. Schluchzend vor Freude warf sie sich bei der Rückkehr in die Arme ihrer geliebten Mutter.

Bald darauf, im Frühjahr 1861, kam Professor

Busch zu einer Consultation nach Neuwied. Sein Ausspruch war tief erschütternd. Nicht allein der Zustand des kleinen Prinzen schien hoffnungslos, auch das Lungenleiden des Fürsten erregte die größte Besorgniß. Beide gingen dem sichern Tode entgegen. Es war nur eine Frage der Zeit. Im Juni ward nach Monrepos gezogen. Prinz Otto's Leiden verschlimmerten sich von Monat zu Monat. Fast ein Jahr lang erduldete er die qualvollsten Schmerzen mit dem vollen Bewußtsein, daß er bald sterben müsse. Durch die Hinweisung auf die Erlösung und die himmlische Seligkeit hatte die Mutter ihm das nahe Ende zu erleichtern getrachtet. „Mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit und verklärten geistigen Ruhe" suchte es der Knabe immer zu verhüten, daß andere durch seine Krankheit litten. „Bis zum letzten Tage war er unausgesetzt bestrebt, an seiner Herzens- und Verstandesbildung zu arbeiten." Vom 18. Oktober 1861 finden wir im Tagebuch der Prinzessin ein kleines Gedicht: „Die Krankenstube" überschrieben. Darin heißt es:

„Du glaubst gewiß man finde Jammer nur
In einem Krankenzimmer.
Ach nein, vom Jammer ist oft keine Spur,
Nur wahrer Friede immer!"

Fürst Hermann wurde im Januar 1862 so schwer krank, daß er das Bett nicht verlassen durfte. Die Tochter pflegte den Vater, dessen Leiden sich noch durch zunehmende Schwerhörigkeit steigerten. Die Mutter saß Tag und Nacht am Lager ihres tapfern glaubensstarken

Sohnes und sah ihr Kind unter den fürchterlichsten Qualen langsam hinsterben. Prinz Otto wünschte den heißgeliebten Bruder Wilhelm noch ein Mal zu sehen. Nach Basel ward telegraphirt. Es kam die Antwort zurück, der Prinz habe die Masern und könne nicht reisen. Die Fürstin wagte es zuerst nicht, diese Antwort Otto mitzutheilen. Aber in der Nacht fragte er noch ein Mal nach dem Bruder und mußte die Wahrheit erfahren. Er schrie laut auf: „Mein Wilhelm, mein Wilhelm, wird der mir auch noch geraubt!" Darauf ward er wieder ganz ruhig und sagte: „Und wenn es nicht sein soll, so muß es auch so gut sein!" Von da an sagte er beständig: „Schickt ihm meinen Segen!"

Am 16. Februar 1862 ward Prinz Otto von seinem Schmerzensleben erlöst. „Es kommt nie schwerer, als wir es ertragen können", hatte er oft gesagt, „und wenn wir nicht mehr können, dann ist das Ende da und die Seligkeit!" Bei vollem Bewußtsein war er gestorben. „Frieden und Ruhe breiteten sich über das schöne Gesicht. Der Mund lächelte lieblich. Nur die tiefe Falte in der hohen Stirn zeigte, wie er sich durch viel Schmerz und Kampf diesen Frieden erkauft hatte." „Gott sei Dank! Gott sei ewig Dank!" hatte die unglückliche Mutter über der kleinen Leiche ausgerufen. Und „Gott sei ewig Dank", das beteten ihr nach der Vater, die Geschwister, Freunde und Angehörige von nah und fern, alle, die das begabte Kind liebten und bewunderten. Kirchenrath Dilthey aus Biebrich, der die Fürstin eingesegnet und getraut, auch

Prinzessin Elisabeth confirmirt hatte, segnete die Leiche ein mit den Worten aus dem Buche der Weisheit: „Er ist bald vollkommen worden und hat viel Jahre erfüllt, denn seine Seele hatte Gott lieb, darum eilte er mit ihm aus dem bösen Leben". „Auf seinen eigenen Wunsch ward er auf einer Anhöhe unweit Monrepos unter dem Schatten hoher Linden begraben. Sein Andenken lebt verklärt in unserer Erinnerung fort und dieses Andenken, diese Gemeinschaft mit dem Todten ist das letzte, was wir besitzen. Ein unvergängliches Vermächtniß, das uns bei allen Verlusten reich macht!"

(Aus einem Briefe des Fürsten Hermann.)

Der Schmerz über den Tod des Sohnes war so tief, daß er ein beständiger und fortwirkender blieb. Erst 14 Jahre später konnte die Fürstin Elisabeth es versuchen, die schweren Erlebnisse dieser Zeit schriftlich aufzuzeichnen. Die Fürstin Mutter hat es noch bis jetzt nicht vermocht, jenes Büchlein zu lesen, das, unter dem Titel: „Das Leben meines Bruders Otto Nikolaus zu Wied" mit ergreifender Einfachheit geschrieben, als Manuskript gedruckt ist.

Reisen.

Still und öde war es nun im Schloß zu Neuwied. Gleich nach der Bestattung des Prinzen Otto hatte sich das fürstliche Paar mit der Prinzessin Elisabeth nach Baden-Baden begeben. Erst mit der wärmeren Jahreszeit kehrten sie zurück und bezogen gleich in gewohnter Weise das hochgelegene Monrepos. In voller Blüthenpracht lag die Landschaft vor ihnen ausgebreitet, im Buchenwalde sangen und zwitscherten die Vögel; auch auf dem Hügel unter den Linden war alles zu neuem Leben erwacht und deutete verheißungsvoll auf eine Zukunft hin, wo kein Leid und keine Trennung mehr sein werden. Es vergingen viele Monate bevor man ein Denkmal über dem Grabe errichten konnte. Aber Prinzessin Elisabeth sorgte dafür, daß ihm der Schmuck nicht fehle. Jeden Morgen stieg sie schon vor sechs Uhr den Berg hinan. Mit den allabendlich aus Neuwied nach Monrepos gesandten Blüthen verwandelte sie die Ruhestätte ihres Bruders in einen Blumenteppich.

Oft kniete sie stundenlang unter dem Lindendome, um Blätter und Blumen recht künstlerisch zu ordnen. Die Stille um sie her ward nur unterbrochen durch das Summen der Bienen und das Geläut der Kirchenglocken die feierlich aus dem Thal zur Höhe hinauftönten. Elf Jahre lang war Prinz Otto der Mittelpunkt aller Liebe und Sorge gewesen. Jetzt galt es nach einer so dunkeln Zeit der Schmerzen durch neue Pflichten die Kraft des Lebens wieder zu stärken.

Mit der ihrem Wesen eigenen Leidenschaftlichkeit warf sich Prinzessin Elisabeth nun auf das Unterrichtgeben. Auf dem Hahnhof, einer Meierei ganz in der Nähe von Monrepos, lebte damals für etliche Monate die Freifrau von Bibra mit zwei kleinen Nichten. Im Schloß war von der Fürstin ein lahmer Knabe, Rudolf Wackernagel, um seiner schwachen Gesundheit willen aufgenommen worden. Mit diesen drei Kindern hatte sich die junge Fürstentochter eine Schule eingerichtet. Sie entwickelte dabei so viel Geduld, Ausdauer und pädagogisches Talent, daß die Mutter ihrer Thätigkeit mit stiller Befriedigung zusah. Den kleinen Wackernagel hatte sie später so weit gebracht, daß er auf dem Gymnasium zu Basel in die Quinta aufgenommen wurde. Ihre Zeit war sehr erfüllt. Drei Stunden täglich gab sie Unterricht, drei Stunden durfte sie dem Vater vorlesen und sich seiner Nähe erfreuen, vier bis fünf Stunden spielte sie Klavier. Bei der unbezwinglichen Arbeitskraft, die ihr eine Befreiung der inneren Gefühle und des

Schmerzes um den Bruder sein sollte, schien die geistige Anstrengung fast zu groß für ein so junges Wesen.

Der Gesundheitszustand des Fürsten Hermann veranlaßte einen abermaligen Aufenthalt in Baden-Baden. Dort verbrachte das fürstliche Paar den Winter von 1862—1863. Um Prinzessin Elisabeth in die Welt einzuführen, öffneten sie ihr Haus der größeren Geselligkeit. Am Hof zu Karlsruhe hat sie den ersten Ball erlebt, konnte aber an den rauschenden Vergnügungen keine rechte Freude finden. In der Heimath lag Marie von Bibra, die geliebte Freundin, todkrank darnieder. „Das Herz war mir wie zerrissen von Schmerz. Der Bruder kaum ein Jahr todt, die Freundin mit dem Tode ringend. Und da wunderten sich die Menschen noch, daß ich so ernst war und immer philosophirte." Damals fuhr sie auch zwei Mal wöchentlich nach Karlsruhe zur Großherzogin, um bei Kalliwoda Klavierunterricht zu nehmen und bei Frau Schrödter das Blumenmalen zu erlernen. Während dieses Aufenthaltes in Baden-Baden mag wohl für die Prinzessin von Heirathsanträgen die Rede gewesen sein, denn im Tagebuch findet sich ein Gedicht, das mit folgenden Strophen schließt:

Das Mädchen will viel lieber
Frei bleiben immerdar,
Denn ach! sich zu verschenken
Bringt Sorgen und Gefahr.

Nur eine tiefe Liebe
Bringt Freude, bringet Glück.
Wen sie nicht wahrhaft liebet,
Den weiset sie zurück.

Denn glücklich ist das Mädchen
Und froh im Elternhaus,
Mit scheuen Blicken sieht sie
Nur in die Welt hinaus.

Baden, den 23. Dec. 1862.

Den 20. Februar 1863 war Marie von Bibra gestorben. „Sanft und leicht wie sie gelebt.“ Unter strömenden Thränen hat Elisabeth manches Lied „Vom Leide“ niedergeschrieben. Als sie im Frühling wieder in Monrepos einzogen und Marie's sanfte Worte nicht mehr das stürmische Herz zur Ruhe sprechen konnten, da lag das Entbehren der treuen Freundin schwer auf der jungen Fürstentochter Seele und Leben. Wie ein Lichtstrahl erschien ihr in dieser trüben Zeit die Ankunft der Großfürstin Helene von Rußland, die im Sommer zum Besuch nach Monrepos kam. Sie war eine nahe Anverwandte der Fürstin zu Wied, und Schwester der Herzogin Pauline von Nassau, dieser hochverehrten zweiten Mutter unserer Fürstin. Das einfache und natürliche Wesen der Prinzessin Elisabeth hatte die Großfürstin sehr angenehm berührt, sie freute sich über ihr lebhaftes Interesse an ernsten Dingen, freute sich ihrer gründlichen Kenntnisse und ihres selbstständigen Denkens. Dem Wunsche der Großfürstin, das liebenswürdige Mädchen mit auf Reisen zu nehmen, wurde von den fürstlichen Eltern kein Hinderniß in den Weg gelegt. Elisabeth jubelte vor Freude bei dieser Nachricht, denn eine tiefe Liebe und Verehrung zu der geistvollen Tante hatte gleich bei der ersten Bekanntschaft wie im Sturm ihr das ganze Herz gefangen genommen; sie war überglücklich, unter dem bildenden Schutz dieser Frau in die Welt hinauszuziehen.

So reiste sie im Herbst 1863 mit der Großfürstin Helene an den Genfersee, wo sie in Ouchy im Hôtel

Beaurivage lebten. Es waren glückliche Wochen, es war das erste «dolce far niente», welches die Prinzessin kennen lernte, das erste Mal, daß sie unter ihr völlig fremde Menschen trat. Ueberall, wo die Großfürstin sich niederließ, umgab sie alsbald ein auserlesener Kreis interessanter Persönlichkeiten. Unsere junge Fürstentochter war ganz berauscht durch die geistvolle Gesellschaft, die großartige Schönheit der sie umgebenden Natur und die Ausflüge auf den blauen See wie in die Thäler der Umgegend. Eben so stürmisch im Schmerz wie in der Freude fühlte sie sich damals nach ihrem eigenen Ausspruch „glücklich wie ein losgelassenes Füllen". Den 21. October 1863 schreibt sie aus Beaurivage an ihre Mutter: „Ich habe nie gedacht, daß man so lange Zeit hintereinander ungetrübt genießen könnte, ohne eine Wolke, die den Sonnenschein auch nur für einen Tag verbirgt. Ich bilde mir ein, ich könnte von dem Sonnenschein alle Taschen voll mitnehmen und Dich damit erwärmen! Ich bin im täglichen Verkehr mit lauter geistvollen Menschen, — als wenn ich das nicht auch zu Hause hätte, — aber der Geist äußert sich in einer andern Gestalt, wodurch ich mehr darauf Acht gebe. Es ist der Umgang stets ungezwungen, aber immer vornehm. Wenn gebildete Menschen scherzen, hört es sich sehr gut an." „Die Tante habe ich alle Tage lieber! Ich bin glücklich, wenn ich nur in ihrer Nähe athmen darf. Wenn sie im Zimmer ist, denke ich nur an sie." „Und weißt Du, ich bin gerne dankbar, es ist ein so sonniges Gefühl!"

Durch die jugendlich frische, aus innerer Lebensfülle quellende Anmuth und Heiterkeit hat Prinzessin Elisabeth jederzeit auf alle, die ihr nahe traten, eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt. Der Großfürstin aber wurde die junge Nichte bald so lieb und unentbehrlich, daß sie die Eltern dringend bat, sie ihr für die Dauer des Winters mit nach Petersburg zu geben. „Vor den Segnungen, die aus einer solchen Zeit unserm Kinde erwachsen müssen," antwortete darauf die Fürstin, „verschwinden alle Opfer, die es den Elternherzen kostet, sich von der geliebten Tochter zu trennen!" — Um von den Eltern Abschied zu nehmen, ward auf der Reise nach Petersburg ein kurzer Aufenthalt in Wiesbaden gemacht. Den Vater sollte Elisabeth nicht mehr wiedersehen. Von ihm war es eine Trennung fürs Leben! Als der Fürst ihr beim Fortgehen nachsah, sprach er zu seiner Gemahlin: „Da geht sie hin in ihrer Einfachheit, und ich weiß ganz gewiß, sie kommt eben so einfach zu uns zurück". Dieses zuversichtlich gesprochene Wort sollte sich in seinem vollen Umfange an ihr bewähren. In Berlin entwarf Professor Knaus noch ein Bild von ihr, dann ging es ohne Aufenthalt dem Norden zu.

Petersburg als Stadt machte keinen großartigen Eindruck auf sie. „Die Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit der Häusermassen tödtet die Proportionen", heißt es im Brief an die Mutter. Von dem Kaiser Alexander II. und der ganzen kaiserlichen Familie ward die anmuthige Prinzessin überaus herzlich und zuvorkommend

aufgenommen. «Tout le monde est sous son charme», schrieb die Großfürstin Alexandra Josephowna der Fürstin Mutter. In der Familie des Prinzen Peter von Oldenburg hatte sie ihre nächsten Verwandten wiedergefunden, denn seine Gemahlin, Prinzessin Therese, eine geborene Prinzessin von Nassau, war die Schwester ihrer Mutter. Mit den jugendlichen Prinzessinnen von Oldenburg und Leuchtenberg verkehrte sie fast täglich. Und dennoch hatte sich der Prinzessin Elisabeth hier eine ganz eigenthümliche Schüchternheit bemächtigt. Angst und Verlegenheit malten sich in ihren ausdrucksvollen Zügen. Die fröhliche Unbefangenheit, welche in Ouchy alle Welt entzückte, war geschwunden. Sie fühlte sich fremd in den großartigen Verhältnissen, die sie jetzt umgaben. Der Glanz und Lärm des Petersburger Lebens mit seinen Dîners, Bällen und sonstigen Festlichkeiten ermüdeten und betäubten sie. Ihre Phantasie war mächtig erregt durch alle Eindrücke, die auf sie losstürmten; aber ihre Nerven litten darunter. Den unruhigen Geist zu fesseln, hatte die Großfürstin eine regelmäßige Tageseintheilung festgesetzt und mit den Prinzessinnen von Oldenburg und Leuchtenberg Shakespeare-Abende eingerichtet, an denen in der Originalsprache mit vertheilten Rollen gelesen wurde. Die Großfürstin Helene schrieb damals der Fürstin Mutter: „Elisabeth macht auf alle in Petersburg einen sehr sympathischen Eindruck. Der offene heitere Blick erfreut die erstorbenen Herzen, und die Jugend wird im Verkehr mit ihr noch frischer und froher. Ihr Tag ist

ausgefüllt durch Musik, Lesen, Studium des Russischen und der Zeit, die sie bei mir zubringt. Auch habe ich sie sehr gebeten, immer ein gutes Buch zu lesen. Um ihr Interesse zu steigern und sie zur Selbstarbeit anzufeuern, habe ich ihr gerathen, Auszüge und Ausarbeitungen für Euch zu machen. Sei es hier oder auf einem andern Schauplatz der großen Welt, so darf man es nicht aus dem Auge verlieren, daß man verflacht, wenn man nicht durch ernste Lectüre und Nachdenken der Frivolität, die uns umgiebt, Einhalt thut."

In der ersten Zeit hatte Anton Rubinstein den Musikunterricht übernommen. Wenn die Prinzessin ihn erwartete, bemächtigte sich ihrer stets eine große Aufregung, die ihr fast den Athem raubte. Sie sah mit solcher Ehrfurcht zu ihrem Lehrer empor, daß sie „im Bewußtsein ihres eigenen kleinen Talentes allen Muth verlor". Ueber Rubinsteins Spiel sagt sie: „Es war, als ob das Klavier unter dieser Gewalt schwände, dann wieder als wäre es Sphärenmusik oder ein duftiges Märchen. Eine Zartheit und Poesie hat er in seinem Spiel, die wahrhaft entzückend sind. Das ist eben das Genie, daß die ungeheure Kraft und Geläufigkeit ganz als Nebensache erscheint oder so großartig ist, daß man niedergeschmettert dasteht, wie bei einem Naturereigniß und doch immerwährend vor Wonne jubeln möchte. Etwas Aehnliches habe ich allerdings noch nie gehört. Sein Spiel hat einen zauberischen Hauch, der mir vorkommt wie der blaue Duft auf den Trauben oder der

Thau auf den Blumen. Sie erscheinen uns nun doppelt schön."

Den nachhaltigsten und wohlthuendsten Eindruck von den vielen Genüssen, die ihr in Petersburg geboten wurden, empfing Prinzessin Elisabeth durch die Vorträge der kaiserlichen Hofsänger. Sowohl in den berühmten, von Lwow geleiteten Concerten, als während des Gottesdienstes in der Kapelle des Winterpalastes war sie ganz überwältigt von der künstlerischen Ausführung und harmonischen Wirkung dieser Gesänge.

Das Weihnachtsfest brachte unerwartete Freude. Prinz Nikolas von Nassau war angekommen. Als Gast seiner Tante, der Großfürstin Helene, wohnte auch er im Palais Michel. Mit dem Wiedersehen dieses geliebten Onkels und im täglichen Verkehr mit ihm schien für Elisabeth ein Theil deutscher Heimath in Petersburg eingekehrt, hatte er doch während ihrer Kindheit und Jugendzeit wiederholt Monate im Hause ihrer Eltern zugebracht.

Sie war stolz auf ihre Heimath am deutschen Strom. Um dieser patriotischen Gesinnung willen ward Prinzessin Elisabeth schon in Ouchy von dem fast 80jährigen Grafen Kisseleff*), nur la petite Allemagne genannt. Auch in Petersburg bekannte sie offen und freimüthig ihre Liebe zum Vaterlande. Manchen scherzhaften Kampf

*) Es ist der nämliche Graf Kisseleff, der nach Beendigung des türkischen Feldzuges von 1828 als russischer Gouverneur in der Moldau und Wallachei eine geordnete Verwaltung herstellte und durch seine verständigen Maßregeln sich den Dank der Einwohner erwarb.

hat sie dort mit den jungen Großfürsten durchgefochten. „Denn Du weißt“, sagt sie der Mutter, „in meinem Herzen glüht es für Deutschland.“

Am 25. December 1863 schreibt sie ihren Eltern:

„Indem ich Euch danke für die Beweise Eurer Liebe, gehe ich im Grunde viel tiefer und danke für etwas Anderes: etwas so Hohes, Reines und Göttliches, daß ich es nicht flüstern kann, wenn es mich auch selig macht. Das ist ja das Schöne, daß wir uns so lieb, ach so lieb haben, daß einer dem andern Frieden in die Seele hauchen kann durch seinen Frieden, Freude durch seine Freude!“ „Das ist der Segen meines Lebens, daß Gott mir so viel Liebe schickt. Ich thue mich auf, ganz weit, ganz weit und meine doch immer noch nicht offen genug zu sein für die Fülle der Sonnenstrahlen! Euch kann ich es nie wiedergeben, nie, aber einstmals vielleicht andern, so Gott will!“

Das ungesunde Petersburger Klima und die Ueberreizung der Nerven hatten bald einen sichtbar nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der sonst so blühenden Prinzessin. An den Festlichkeiten der Weihnachtszeit konnte sie nur wenig Theil nehmen, und am 1. Jan. 1864 erkrankte sie heftig an einem gastrisch-nervösen Fieber. Mit mütterlicher Liebe und Fürsorge umgab sie die Großfürstin Helene. Liebevoll und umsichtig pflegte sie die Großfürstin Katharine und die Hofdame Baronin Editha von Rahden. Aber Wochen vergingen und immer noch lag sie zu Bette. Es war die erste Krankheit in ihrem

Leben. Bis zum zwanzigsten Jahre hatte Prinzessin Elisabeth bisher keine Arznei gekostet. Darum wollte sie es auch nicht glauben und zugeben, daß sie krank sei. Sobald die Schmerzen es zuließen und sie sich wieder ein wenig beschäftigen konnte, vertiefte sie sich in das Buch vom „unbewußten Geistesleben", das ihr der Vater zu Weihnachten geschickt hatte. Sie schreibt ihm vom Krankenbette aus: „Ich hätte jubeln können! In der Vorrede diese tiefe Demuth neben der Kraft der Ueberzeugung. Und in der Einleitung erkannte ich mein Väterchen auf den ersten drei Seiten an der Art der Beweisführung. Was ist das für ein anderes Lesen, wenn einem die Sprache so bekannt ist wie die eigene, wenn man die Idee vor sich sieht, die man mit dem Lebensathem eingesogen hat. Ich bin froh, daß Papa mir gerade jetzt das Buch geschickt hat. Beim Lesen sehe ich beständig sein Gesicht vor mir und wähne mich in lebendigem Gespräch mit ihm zu befinden."

Den 16. Januar 1864 an den Vater: „Wie oft kömmt ein Stolz über mich, daß ich meines Vaters Schriften unter den Händen habe, und dann wieder eine freudige Rührung, daß jedes Wort aus Deiner Feder und aus Deinem tiefsten Herzen geflossen ist. Siehst Du, durch die wunderbaren Erfahrungen der fünfziger Jahre war Deine Seele vorbereitet und der Geist konnte ihr ungehindert mittheilen, was er ihr sagen wollte über sich selbst und seine Wesenheit. Das ist so ein herrlicher Gedanke, daß der Geist die Seele gleichsam erzieht und

ihr gerade nur so viel giebt, als sie haben soll. Nicht ein Wort mehr. Es macht einen so sehr demüthig und erweckt in uns die Lust, die Seele so zu erheben (indem man den natürlichen Trieben widersteht), daß der Geist sie für würdig hält, ihr einiges zu offenbaren. Wie ist es aber nun in Christus' Seele und Geist? Da ist der Haken von der göttlichen und menschlichen Natur. Seine Seele muß so vollkommen rein sein, so gänzlich abgelöst vom irdischen Treiben, daß der Geist ihr Alles sagen kann, Alles!"

„Es geht mir nun recht ordentlich. Ich genieße diese ruhigen Tage. Man kann sich so recht sammeln und vertiefen. Ich denke, sie werden mich von dem ärgsten Strudel doch ferne halten, weil sie merken, daß es mich ermüdet. Jetzt werden zwischen vierzig und fünfzig Bälle stattfinden bis zum Carneval, wo eine ganze Woche gerast wird, die sogenannten folles journées. Aber sei ganz ruhig. Das ist nichts für mich. Es ist sehr komisch, ich habe gestern 90 Seiten Philosophie gelesen und war so ausgeruht, daß jedermann sich über mein vortreffliches Aussehen wunderte. Es brauchen aber nur zwei oder drei Damen Stadtgeschichten zu erzählen und von all dem Lärmen und Treiben zu sprechen, so falle ich zusammen wie ein welkes Blatt. Ich merke daran mit Freuden, was für eine kräftige Natur ich habe, daß ordentliches Denken mich frisch macht, und Nervenaufregung mir nur Uebelkeit verursacht. Ach, Ihr Lieben, ich fühle es ja alle Tage, wie Ihr mich

erzogen habt, und was Ihr mir ins Leben mitgegeben habt: einen großen Schatz, einen Nibelungen-Hort, der liegt auch im Rheine, aber ich weiß den Platz und schöpfe alle Tage. Euer Kind."

Den 18. Januar 1864. „Ich werde so philosophisch jetzt, daß es eine wahre Lust ist, so ruhig und verständig. Wenn es nur so bleibt! Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich mich immer so abhaspele, von allen Dingen die schwarze Seite sehe und überzeugt bin, daß alles schief gehen muß. Es geht doch gerade — ohne mein Zuthun."

Den 20. Januar. „Du glaubst gar nicht, was für eine Ruhe jetzt über mich kommt, zugleich mit einer großen Arbeitskraft, einer Fähigkeit zur Concentration, wie ich sie seit dem vorigen Jahre nicht mehr gehabt habe. Ich kann meine Gedanken viel mehr beherrschen und ihnen ihren Weg weisen." „Das Buch ist aber auch zu herrlich, ich verschlinge es wahrhaft! Es ist gerade zur rechten Zeit gekommen in mein stilles Stübchen und mein stilles Herz. Da wuchert es nun ganz üppig, und niemand hindert es darin."

Den 25. Januar zum Geburtstag der Mutter: „Wir sind alle da, Du liebes Machen, mit unserer Liebe, unserm kindlichen Verlangen und halten Dich fest umschlungen, damit Du uns führest, wir Dich stützen zugleich. Denn gerade in unserer Schwäche und Hingebung zu Dir liegt auch unsere Kraft. Das Gefühl, daß wir Deiner bedürfen, macht Dich stark. Du mußt stark sein,

damit wir nicht fallen. Ach! mein liebes Machen, was hat doch die Liebe für eine Kraft! Zeit und Raum verschwindet vor ihr. In ihr liegt der Begriff der Ewigkeit, und sie allein begreift die Ewigkeit, die wir mit dem Verstande nicht fassen können. Ich fühle, wir wachsen immer mehr zusammen, und das ist auch ganz natürlich. Früher schloß ich alle Thüren meines Herzens zu mit einer wahren Angst. Jetzt mache ich alles auf, weit auf, und da kommt es ganz von selbst, daß Du überall zu Hause bist. Deutlicher als je empfinde ich es, daß nichts uns von einander reißen kann, wir müßten denn sterben. Das weiß ich aber, wenn mich etwas von Dir trennen könnte, dann würde ich ganz grau und farblos werden, wie ein dürres Blatt."

Prinzessin Elisabeth fühlte sich nun wohler und begann wieder das gemeinschaftliche Leben mit der Großfürstin. Da überfiel sie plötzlich ein heftiger Rückfall der kaum überstandenen Krankheit. Es war eine schwere, angstvolle Zeit für die Fürstin-Mutter. Die prüfungsvollen Tage gingen fast über ihre Kräfte. Der Fürst an ihrer Seite todkrank und langsam hinwelkend. „Mein Kind", schreibt sie, „in weiter Ferne krank, ich zum ersten Mal nicht da, um sie zu pflegen! Ich weiß sie ja geborgen in Gottes Schutz und in der Pflege treuer liebender Menschen. Das nimmt mir aber den stechenden Schmerz und die brennende Sorge nicht hinweg aus meinem Herzen."

Bei mildem Frühlingswetter durfte die junge Prin-

zessin sich endlich am 1. März wieder an die frische Luft hinauswagen. Es schien, als sollte die Genesung nun mit raschen Schritten vorwärts gehen. Doch wenige Tage später erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Vaters. – Unter dem Druck schwerer Leiden hatte Fürst Hermann den Winter in Baden zugebracht. In schmerzensfreien Stunden dictirte er noch den Brief: „Ueber das Geheimniß menschlicher Persönlichkeit". Kurz vor seinem Tode schrieb er zum letzten Mal seiner Tochter. Er antwortete ihr auf einige Fragen, die sie über sein Werk vom „unbewußten Geistesleben" an ihn gerichtet hatte. Langsam schwanden seine Kräfte. Am 5. März 1864 hatte er ausgelitten! Unter zahlreichem Gefolge wurde die sterbliche Hülle nach Monrepos gebracht. Dort ruht auch Fürst Hermann unter den Linden an der Seite seines früh verstorbenen Sohnes. In der Grabschrift hat die Fürstin das reiche geistige Leben ihres Gemahls mit den Worten zusammengefaßt:

„Durch Leiden schwer geprüft, in Hoffnung still ergeben,
Im Forschen unverzagt und stark im Glauben,
Den Blick dem Höchsten zugewandt,
Strebt er im Geist nach Wahrheit und Erkenntniß Gottes.
Was er im Leben demuthsvoll gesucht,
Befreit er jetzt im Lichte schaut."

Mit schwärmerischer Zärtlichkeit hatte Elisabeth den Vater geliebt. Ihm verdankte sie zum größten Theil ihre geistige Entwicklung. Der Schmerz um seinen Verlust steigerte sich noch durch den Kummer, daß sie in den letzten Lebenstagen ihm nicht hatte nahe sein dürfen.

Doch keine Klage kam über ihre Lippen. Sie trug ihren Schmerz mit einer innern Fassung und Ergebung, die auf alle Personen in ihrer Nähe einen tiefen und rührenden Eindruck machten. Sie wollte stark sein, um auch die Mutter aufrichten und trösten zu können. Dieser Gedanke erhielt sie aufrecht. „Wir wollen die verödeten Räume mit unserer Liebe ausfüllen und darin unser Glück finden“, schreibt sie ihr. „Wie von einem Waldbaum, wenn er gefällt ist, ein heller Raum im Laube zurückbleibt, so bleibt auch nach dem Tode eines großen Menschen ein Licht zurück.“ Und so erschien ihr der Vater, den sie mit der ganzen Kraft ihres Herzens geliebt und bewundert hatte, als ein leuchtendes Vorbild. Seinem Sinne gemäß suchte sie stets zu denken und zu handeln. Sie folgt in der Art ihrer Urtheile der väterlichen Milde und jenem freigesinnten edlen Wohlwollen, welches fremden Ansichten gegenüber sich nie ohne weiteres verdammend, sondern immer prüfend verhält. Aus dieser Zeit stammt folgendes Gedicht:

Sie haben ihn hinausgetragen
Ganz stille,
Und es ist — ich will nicht klagen —
Dein Wille.

Muß denn Alles was auf Erden
Ich habe,
Bald hinausgetragen werden
Zu Grabe?

Und ich geh', wenn ich geblieben
Alleine,
Zu den Gräbern meiner Lieben
Und weine!

Petersburg, März 1864.

Bald darauf, am 20. April, starb auch die Prinzessin Louise von Wied, sie war 92 Jahre alt geworden und um ihrer Wohlthätigkeit willen in Neuwied viel geliebt und betrauert.

Die Gegenwart des Onkels Nikolas von Nassau war für die Nichte ein großer Trost in ihrem Schmerz, aber er mußte heimkehren und sie konnte nicht mit ihm ziehen, so sehr sie darnach verlangte zur Mutter zurückzukehren. Im Frühling sollte die Großfürstin Helene nach Dentschland reisen und wollte das junge Mädchen gerne selbst der Fürstin wieder zuführen. Da hieß es stille sein und sich fügen.

Anfang März kam Clara Schumann nach Petersburg und lebte im Michailow'schen Palais. Prinzessin Elisabeth war sehr eingenommen für ihr Spiel und ihre Persönlichkeit. Da Rubinstein den Unterricht nicht mehr fortsetzen konnte, nahm sie jetzt Musikstunden bei Clara Schumann. „Und dabei sah ich immer in die schönen traurigen Augen und dachte an das, was die Frau gelitten, und an den Muth, mit dem sie sich durchs Leben geschlagen hatte." „Es muß doch sehr schön sein alt zu werden, weil dann eine große Ruhe über uns kommt, wonach es mich oft recht verlangt. Ich sehne mich täglich mehr nach dieser inneren Ruhe, die so wohlthuend ist. Aber die muß ich mir erst erobern durch viele Stürme und Kämpfe." „Sogar die Tante sagte neulich: Man sieht, du bist nicht geschaffen für das Leben in der großen Welt. Und das ist auch wahr. Nur in der Stille bin ich ich selbst, im Leben und Treiben wird mir angst und bange." „Du, mein Machen, bist das einzige Wesen, das ebenso viel Geduld mit mir hat, wie der liebe Gott, die nichts wundert, was ich thue

und sage, der ich alles sagen kann, wie ich will, und die mich immer versteht! Nicht wahr, du begreifst, welch eine Fülle von Glück noch in mir lebt, daß ich solch eine Mutter habe!"

Jetzt, wo Prinzessin Elisabeth um der Trauer willen nicht mehr an der größern Geselligkeit Theil nahm, wurden in den Cirkeln der Großfürstin Helene die höheren geistigen Interessen zu den vorherrschenden Themata. Der berühmte Akademiker Baer, Graf Keyserlingk, Geheimerath von Brevern, Henselt, der Musiker, und eine Menge anderer gelehrter und geistig bedeutender Männer verkehrten zur größten Freude des strebsamen jungen Mädchens oft und zwanglos im Palais Michel.

Für Ostern hatte sich die Großfürstin Helene in Moskau angemeldet. Die Nichte durfte sie begleiten und sah hier zum erstenmal orientalische Pracht und Bauart. Sie schreibt am 4. Mai 1864 aus Moskau: „Wir sind in Moskau, der alten patriotischen Stadt mit ihren ein- und zweistöckigen Häusern, grünen Dächern und 400 Kirchen, die alle in den buntesten Farben prangen. Als wir ankamen, fiel ein Sonnenstrahl durch dichtes Gewölk auf einige vergoldete Kuppeln. Der Blick vom Kreml war höchst eigenthümlich, leider nicht sonnig, aber grün. Man sieht hinunter auf lauter grüne Dächer. Die Dimensionen der Straßen sind hier derart, daß man nicht weiß, was Straße, was Platz ist. Es ist zu merkwürdig! Die Stadt mit ihren einstöckigen Häusern und den sie umgebenden Gärten ist ganz ländlich, fast wie ein Dorf.

Und dennoch ist es schön. Man sieht nur kleine Häuser, sehr bunt, und noch viel buntere Kirchen. Grellblau mit hellgrünem Dach und Kuppeln, oder roth mit grünen Kuppeln, oder roth, grün und blau im buntesten Gemisch. Nur bei hellem Sonnenschein denke ich mir Moskau besonders schön, wo die hunderte von Kuppeln blitzen und ihre Strahlen auf die grünen Dächer werfen."

„Im Kreml sah ich den Kirchenschatz, dann auch die Schatz- und Rüstkammer, in der alle Kronen aufbewahrt werden. Mich interessiert vorzugsweise das Alter dieser Sachen und die geschichtlichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen. In diesem Raum befinden sich auch die ungeheuren silbernen Kessel, in denen das heilige Oel zubereitet und geweiht wird. Alle drei Jahre wird es drei Tage lang unter fortwährenden Gebeten gekocht und mit duftenden Kräutern gemischt, dann in der Kirche geweiht und gesegnet und heißt nun: „le saint crême". Vierzig bis fünfzig Krüge werden damit angefüllt. Von weit her kommen Bitten um dieses Oel, weil man es sowohl zur Einweihung von Kirchen, wie bei Geburts- und Sterbefällen braucht. Für mich hat es etwas Rührendes, auf wie verschiedene Weise die Menschen bemüht sind sich zu heiligen. Und wenn wir auch geneigt sind zu sagen: „was soll dieses Oel und Weihwasser nützen?" so liegt doch ein so kindlicher Wunsch darin, ganz rein zu werden, und der unwandelbare Glaube an die Kraft des Gebetes, das alles zu heiligen vermag. Ich finde in dem griechischen Kultus so viel Kindliches

und Heiteres, weniger Aberglauben als in der katholischen Kirche, aber auch nichts von dem Ernst der unsrigen. Es ist mir aber auch auffallend, wie unsere Kirche in ihrer edelsten Form, wie ich auch von den andern in edelster Form spreche, dem deutschen Charakter angepaßt ist. Wir haben alle mehr oder weniger die Richtung uns zu vertiefen, ganz in uns selbst zurückzutreten und nur aus unserm tiefsten Innern die Fülle der göttlichen Erkenntniß zu schöpfen."

Nachdem sie eine höchst interessante Fahrt zum Kloster des heiligen Sergius gemacht, heißt es im Brief an die Mutter: „Das Kloster ist wie alle byzantischen Kirchen breit, flach, massig, theilweise düster, theilweise zu hell für unsern Geschmack. Alles ist in der byzantinischen Kirche voll, rund und freundlich. Die Religion ist eine heitere. Es ist die Auferstehungsreligion. Der Charfreitag wird kaum beachtet, wogegen Ostern acht Tage lang gefeiert wird. Sie sind gerne heiter. Sogar die Mönche sehen vergnügt und ungebildet aus. Nichts von den hohlwangigen ascetischen Mönchen des Occidents. Sie haben auch keine Bedeutung und haben nie eine Rolle gespielt wie unsere Klöster."

Prinzessin Elisabeth war ganz entzückt von ihrem Ausflug nach Moskau. Sie fand das Palais der Großfürstin mit dem dicht daran stoßenden großen Garten unendlich behaglich. Das tägliche Leben machte ihr hier den Eindruck eines gemüthlichen Familienlebens. Alles erinnerte sie an Monrepos. Sie bewegte sich wieder



Elisabeth,

Prinzessin zu Wied.

und Heiteres, weniger Aberglauben als in der katholischen Kirche, aber auch nichts von dem Ernst der [illegible]. Es ist mir aber auch auffallend, wie unsere Kirche zu ihrer [illegible], wie ich auch von den anderen [illegible] Kirche, dem deutschen Charakter angepaßt ist. Wir haben alle mehr oder weniger die Neigung, uns zu versenken, ganz in uns selbst zurückzuziehen und aus unserm tiefsten Innern die Fülle der [illegible] zu schöpfen."

[illegible] ist eine höchst interessante Fahrt zum Kloster [illegible] gemacht, heißt es im Brief an die [illegible]. Das Kloster ist wie alle byzantischen [illegible], theilweise düster, theilweise [illegible]. Alles ist in der byzantinischen Kirche [illegible] und freundlich. Die Religion ist eine heitere. Es ist die Auferstehungsreligion. Der Charfreitag wird kaum beachtet, wogegen Ostern acht Tage lang gefeiert wird. Sie sind gerne heiter. Sogar die Mönche sehen vergnügt und ungebildet aus. Nichts von den [illegible] Mönchen des Occidents. Sie haben auch keine Bedeutung und haben nie eine Rolle gespielt wie unsere Klöster."

Prinzessin Elisabeth war ganz entzückt von ihrem Ausflug nach Moskau. Sie fand das Palais der Großfürstin mit dem dicht daran stoßenden großen Garten unendlich behaglich. Das tägliche Leben [illegible] hier den Eindruck eines gemüthlichen Familienlebens. Alles erinnerte sie an Monrepos. Sie [illegible] wieder



Verlag von C. Winter, Heidelberg. Fr. Bruckmann, München repr.

Elisabeth,

Prinzessin zu Wied.

frei und unbefangen, war gesund und genoß jegliches Vergnügen mit Lust und Freude. Von den Hofdamen begleitet, mußte sie auch im Namen der Großfürstin alle die verschiedenen Anstalten besuchen und benahm sich dabei mit solcher Sicherheit, als wäre es ihr eine altbekannte Gewohnheit zu inspiciren und zu examiniren. Als sie zur Abreise nach Petersburg in den Waggon stieg, blickte sie noch ein Mal zurück auf die alte Czarenstadt und sagte tief bewegt: „das waren glückliche Tage!"

Der Aufenthalt in Petersburg nahte seinem Ende. Für ihre Zukunft war er in jeder Hinsicht von weittragender Bedeutung gewesen. Sie hatte sich vertraut gemacht mit dem Leben an einem großen Hofe, hatte die Ceremonien und den Ritus der griechischen Kirche kennen gelernt und im Verkehr mit der Großfürstin Helene für ihre geistige und gesellschaftliche Ausbildung einen weiteren Gesichtskreis erlangt. Sie bezeugt es selbst in einem Briefe, den sie als regierende Fürstin von Rumänien sechs Jahre später schrieb: „Alle Tage fühle ich es, von welchem Segen mein Verkehr mit der Tante und ihrem Kreise für mein ganzes Leben gewesen ist. Gerade in meiner jetzigen Lage ist er mir von unschätzbarem Werth."

Anfang Juni brachte die Großfürstin Helene ihre Nichte nach Deutschland zurück. In Leipzig wurden sie von der Fürstin Mutter erwartet. Welch ein Wiedersehen! Die Heimkehr nach dem verödeten Monrepos war kaum zu ertragen. Hier brach der lang verhaltene Schmerz um den Verlust des Vaters in seiner ganzen

Gewalt hervor. Wohin sie blickte, trat sein Bild in solcher Lebendigkeit vor ihre Seele, daß sie meinte, nicht leben zu können ohne ihn. Sie sehnte sich nach dem belehrenden Wort, das ihren Geist zu selbstständigem Denken geführt, sehnte sich nach den alten lieben Gewohnheiten, die mit ihren Sorgen und Gedanken immer nur ihn zum Gegenstande hatten.

Seit dem Tode des Fürsten lebte die Fürstin Mutter Sommer und Winter in Monrepos. Dort hatte sie der Tochter ein gar behagliches Stübchen eingerichtet, das ihr durch seine Stille und Abgeschlossenheit bald sehr lieb wurde. Kupferstiche und Photographien nach großen Meistern und Bilder der nächsten Angehörigen schmückten die Wände. Aus den Fenstern sah sie aufs weite bergumkränzte Thal, den glitzernden Rhein, die vielen Städte und Dörfer. Sobald sie aus ihrem Zimmer trat, blickte sie tief hinein in den hochstämmigen, von singenden Vögeln belebten Buchenwald. Vor das Fenster, vor die Thür streute sie Brosamen und Körner. Schaaren gefiederter Gäste sammelten sich um sie her. Gedankenvoll lauschte sie dem fröhlich sorglosen Treiben und vertiefte sich immer mehr in die Welt ihrer Phantasie. Nach den furchtbaren Erschütterungen der letzten Zeit war allmählich eine große Apathie über sie gekommen. Die besorgte Mutter gestattete es gern, daß Prinzessin Elisabeth im Herbste abermals von der Großfürstin Helene nach Ouchy mitgenommen wurde. Dort erlebte sie eine Umwandelung ihres ganzen Wesens. „Es ging wie ein Duft durch mein

Leben, ungesagt, ungeahnt, aber es war ein Erwachen aus dem melancholischen Grundton meines Daseins, doch um nur zu bald desto tiefer wieder darin zu versinken."

Eine junge Schweizerin verbrachte vom Herbst 1864 bis in das neue Jahr hinein mehrere Monate in Monrepos. Maria von Sulzer war ein überaus liebliches Mädchen. Die Tiefe des Gemüthes und ideale Richtung ihres Wesens hatten gar bald der jungen Fürstentochter Herz ihr zugewandt. Schwesterlich verkehrten sie mit einander und theilten alle gegenseitigen Interessen. Im Umgange mit der jugendlichen Gefährtin war Prinzessin Elisabeth wieder aufgelebt. Ein Aufenthalt in Arolsen unterbrach diesen Winter. Dort war dem Fürstenpaar nach fünf Töchtern der erste Sohn geboren. Prinzessin Elisabeth hatte die Freude ihren kleinen Vetter, den Erbprinzen Friedrich von Waldek, über der Taufe zu halten.

Indeß führte die verwittwete Fürstin mit der ihr eigenen praktischen Umsicht die vormundschaftlichen Geschäfte für den noch minderjährigen Sohn. Fürst Wilhelm hatte das Gymnasium in Basel verlassen und sollte nun eine Reise in den Orient antreten (1865 bis 1866). Seine Mutter bat den Kronprinzen von Preußen, ihr für den Sohn einen Militärbegleiter zu empfehlen. Er nannte seinen Freund und Spielgefährten, den damaligen Hauptmann, jetzt General Mischke. Als wissenschaftlicher Begleiter ward Architekt Professor Kachel gewählt, der später Director der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe wurde. In Begleitung dieser beiden Herren ging der

Fürst über Italien nach Aegypten. Dort traf er den Prinzen Anton von Hohenzollern. Nun wurde die Reise gemeinschaftlich fortgesetzt nach Syrien, Palästina, Konstantinopel und Griechenland. In Athen erhielten sie die Mobilmachungsordre und eilten sogleich zurück nach Deutschland, wo Fürst Wilhelm vom preußischen Kronprinzen in sein militärisches Gefolge aufgenommen wurde. Der Krieg mit Oesterreich war bald beendet. Prinz Anton von Hohenzollern sollte die Heimath nicht wiedersehen. Nach der Schlacht bei Königgrätz ist er seinen Wunden erlegen.

Die Monate Februar und März 1866 war Prinzessin Elisabeth in Wiesbaden zum Besuch bei ihrem Onkel, dem Herzoge von Nassau. Dort nahm sie Singstunden, lernte Zither spielen und war sehr fröhlich. Im Mai reiste die Fürstin mit der Tochter zu ihren Verwandten nach Braunfels, Laubach und Schlitz. Prinzessin Elisabeth war ganz entzückt von den herrlichen Waldschlössern im jungen Grün. Sie sagte oft: „Niemand hat es so gut wie die Mediatisirten! Die haben das allerschönste und beste Leben. Ich hätte mir nie etwas Anderes gewünscht als ein Schloß im Walde, viel Gutes thun und liebe Gäste haben. Das ist das beneidenswertheste Loos.“

Im Herbst 1866 ging Prinzessin Elisabeth wieder mit der Großfürstin Helene auf Reisen, und zwar nach Ragaz. Dort verkehrten sie täglich mit dem General von Moltke, der damals die Höhe seiner glorreichen

Laufbahn betreten hatte. Mit der größten Liebenswürdigkeit und Einfachheit betheiligte er sich Vormittags an dem Spiel mit fliegenden Kegeln, Abends an mancherlei scherzhaften „jeux d'esprit“. Prinzessin Elisabeth schwärmte förmlich für den so eminent bedeutenden Mann. Im Gespräch über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse kam auch die Rede auf den Prinzen Karl von Hohenzollern, der kurz vor dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges zum regierenden Fürsten von Rumänien gewählt wurde. General von Moltke hatte einige Jahre vorher mit dem Kronprinzen von Preußen und dem 16jährigen Prinzen Karl eine Studienreise durch Schlesien gemacht. Schon damals sprach er das prophetische Wort: „Der junge Prinz von Hohenzollern wird noch im Leben eine Rolle spielen und von sich reden machen“.

Die Großfürstin hatte ihre Kur beendet. Ragaz sollte in den nächsten Tagen verlassen werden und Prinzessin Elisabeth nach Monrepos zurückkehren. Da gab ein Brief der Mutter ihrem Reiseziel eine andere Richtung. Katharina von Oldenburg, die ihrem Herzen besonders nahestehende Cousine, war in Venedig gestorben. Das Leiden der Prinzessin Therese steigerte sich nach dem Tode der lieblichen Tochter, und die Aerzte riethen dringend zu einem Aufenthalt im südlichen Italien. Als besondern Liebesbeweis erbat sie sich von ihrer Schwester, der Fürstin zu Wied, die Begleitung der Tochter Elisabeth, zu der sie in Petersburg eine große Zuneigung gefaßt hatte. So schwer es auch der jungen Prinzessin wurde,

noch viele Monate länger von der Mutter getrennt zu leben, war ihr Entschluß doch bald gefaßt. In der Familie dieser Verwandten hoffte sie einen geeigneten Wirkungskreis für ihre Thatkraft zu finden. — Im September 1866 reisten sie über Rom, wo nur kurze Zeit verweilt wurde, gleich weiter nach Neapel. Prinzessin Therese von Oldenburg hatte anfangs für mehrere Monate in einem Hôtel Wohnung genommen. Doch obgleich sie fern von allen geselligen Beziehungen in großer Zurückgezogenheit lebte, war es schon durch den Lärm auf den Straßen und das Hin- und Herwogen der Menschenmenge ein unruhiges und unbehagliches Dasein. Zumal für Elisabeth, der ein stilles Zimmer und stille Stunden fehlten. Die Vettern und Cousinen umschwärmten sie fortwährend und wollten sie keinen Augenblick entbehren. „Da habe ich recht à mon aise Melancholie getrieben", heißt es in einem Brief an die Mutter. Das änderte sich in günstiger Weise, als eine Villa auf dem Pausilipp bezogen wurde. Hier begannen die regelmäßigen Beschäftigungen. „Und ich habe Arbeit, viel Arbeit, denn wer sie sucht, findet sie auch! Die unvergleichlich herrliche Natur und milde Luft giebt mir stets neue Kraft dazu." Jetzt gab sie der Cousine Thesa von Oldenburg Unterricht im Deutschen, Englischen und Rechnen. „Meine Absicht ist gut und ernst, darauf wird vielleicht Segen ruhen. Ich werde nicht mehr melancholisch sein, wenn ich in der Tretmühle strenger Arbeit bin." Ihre Gedichte aus dieser Zeit sind meist

ernsten und religiösen Inhalts. Doch mitunter bricht die Jugendfrische ihres Gemüthes wieder durch und heitere neckische Lieder entströmen ihrer Feder.

An die Mutter: „Neapel, Villa Santa Brigitta, den 19. Jan. 1867. Gestern zogen wir hier ein. Seit einigen Tagen tobt der Sirocco und das Meer schäumt in wilden Wogen. Die Möven fliegen zwischen dem hochaufspritzenden Schaum hin und her, und ein Gewitter ließ heute Nacht das Haus erzittern. Die Wolken hängen tief und verhüllen den Vesuv. Wind und Regen dringen durch die lockeren Fenster und halten grausiges Concert. Das Meer ist grün und grau, und in den weißen Schaumspitzen funkelt es wie Phosphor. Das ist eine wilde Welt und ein wildes Brausen, das uns umgiebt! Mir ist es eben recht. Ich möchte nur gern hinaus in den Sturm, ganz allein mich durchwehen lassen, und ein wildes Lied in die Wellen singen, das niemand hört, niemand belauscht, das mein Eigenthum bleibt, trotz lautem Singen. Und dann käme ich heim so sanft wie ein Lamm und werde den Sturm nicht mehr hören. Eben rollt die Wolkendecke sich auf und ein röthliches Licht gießt sich milde und ruhig über Schaum und Brandung aus. Es dehnt sich weiter und weiter vom Horizont bis zu unseren Füßen, leuchtend, mildernd und bringt freundliche Gedanken durch den Sturm auch in mein Herz. Wenn es lernte stille zu sein, so würde es auch den Sturm beherrschen; und in der tiefsten Tiefe ist es auch ruhig. Denn durch alles hin-

durch bleibt mein stilles Heim der Anker, der mich hält, der Hafen, der mich aufnimmt, wenn mein Segel reißt." „Und die Menschen gehören zur Natur, sind deren größtes und herrlichstes Product. Darum haben wir sie auch lieb und vertrauen ihnen, auch wenn sie wild und erregt sind."

Den 20. Januar. „Als wir heute auf unserem Berg erwachten, leuchtete die Sonne über den spiegelglatten See. Thüren und Fenster sind weit geöffnet. Mailuft zieht ein in Zimmer und Brust, giebt heiteren Sinn und fröhliche Gedanken. Meine ganze Lebenslust und Lebenskraft ist wieder erwacht." „Wenn ich den Kopf hebe, so ragt vor mir der Vesuv dunkelblau empor, sein Haupt in Wolken verhüllt. Links schaue ich auf die Stadt hinab, die tief unten mit all ihrem Treiben in der Sonne leuchtet. Rechts dehnt sich das Meer mit den scharfen Zacken der Insel Capri. Zum ersten Mal erscheint mir Neapel zauberhaft schön, zum ersten Mal kann ich allein mich versenken in die Pracht der herrlichen Natur. Es zieht ein Friede in mein Herz, wie ich lange nicht empfunden. Mir ist, als könnte ich mich wiegen in der leichten Luft, als hätte ich hundert Flügel, die mich ziehen der Sonne entgegen, als drängte Balsam in meine Brust, die sich dehnt, lebt und athmet. Es ist der Mühe werth mit dem Sturm zu kämpfen, um dann die beseligende Ruhe zu kosten. Wie leise rauscht das Meer, als fürchte es die Stille zu unterbrechen! Alles scheint mir entgegen zu rufen: «Friede! Friede!» Zum

Jauchzen ist es viel zu schön, die Freude viel zu tief, es ist wie ein inbrünstiges Dankgebet, ein Traum, der nicht enden möge, so goldig ist er. Im andern Zimmer geht das Kind hin und her und summt ein Liedchen. Auch auf sie hat die schöne Welt schon wohlthuend gewirkt, denn die Wolken, welche heute auf ihrer Stirne lagen, sind verscheucht. Ich möchte weiter nichts hinschreiben, als den steten Refrain: «Es ist Friede geworden!» An meinem Fenster summt eine Fliege, träumend schwer wie im hohen Sommer. In der Ferne zwitschert ein Vogel. Ich lasse die ganze Macht der Natur auf mich wirken und lasse mich wiegen und schmeicheln als ihr verwöhntes Kind. Fürchte nicht, daß ich träume und untüchtig werde. Ich träume ja mit Dir! Den Augenblick, wo ich die Feder aus der Hand lege, tritt wieder die nüchterne Wirklichkeit mit tausend Anforderungen an mich heran, denen allen genügt werden muß. Nicht lange darf ich träumen, darum gönne mir heute die wenigen Momente. Ich ziehe mich nur in mich zurück wie die Welle, ehe sie sich vorwärts stürzt. Ich sammle Kraft vor der Arbeit, die ich nun auf mich nehme. Keinen Augenblick vergesse ich, daß ich übermorgen dem verwöhnten Kinde die ersten zwei Stunden zu geben habe. Ich bin sogar schon ganz darauf vorbereitet. Ich habe mir klar gemacht, daß, wenn sie auch bei jedem Schullehrer mehr lernt als bei mir, ich durch diese Stunden vielleicht einen Einfluß auf ihre Denkungsart ausüben kann, der ihr mehr nützt als die größte Ge-

lehrsamkeit." „Ich lehre sie auch, was Du mich gelehrt hast: die Menschen lieb haben ohne Sympathie."

„Wenn ich mich nicht verheirathe, dann mache ich mein Examen. Das ist mein fester Wille. Sage Pastor Harder, daß das gleiche Ziel mir unverrückt vor Augen steht, wenn ich auch hierher und dorthin getrieben werde. Ich muß doch noch das thun, was seit Jahren mir stets in den Sinn kömmt. Und wenn ich zeitweise denke, es sei eine Anmaßung oder Ueberspanntheit von mir, so denke ich doch meistens ganz anders. «Dein Beruf ist, was dich ruft», das ist der einzige Ausspruch, den ich aus Brentano's Märchen behalten habe, und mich ruft's: Lehrerin! Nun, ich warte in Geduld. Habe ich falsch gehört, so wird es mir wohl gezeigt werden. Hier ruft's mich aber auch so. Ich gebe 10 Stunden die Woche, und bin bei allen anderen Unterrichtsstunden zugegen." „Sage dem Pastor, ich wiederhole mir beständig seine guten Lehren und hoffte mich als seine würdige Schülerin zu zeigen."

Wir sehen, Prinzessin Elisabeth ist herrschlustig im besten Sinne des Wortes, darum treibt es sie auch zum Unterricht, weil im Unterricht eine erziehende Macht liegt.

Neapel, den 5. Februar 1867. „Tante Thekla ist gestorben! Onkel Max ist gestorben. Es ist der Mühe werth, so gelebt zu haben wie er! Und er stirbt nicht unbeweint! Es war in voller Wahrheit ein schönes Sterben, so wie man es sich wünschen möchte nach einem reichen Leben." „Ich bitte Gott, daß ich nach einem

arbeitsvollen Leben beweint sterben darf, auch wenn ich keine Kinder und Enkel habe. Onkel Max sein Leben war inhaltsvoll und sehr reich. Ich meine, es ist köstlich gewesen!

Neapel, den. 3. April 1867. „Manchmal komme ich mir schon so alt vor, aber gar nicht mit Betrübniß, sondern ganz im Gegentheil. Ich würde gern noch viel, viel älter sein, dann hätte ich mit den Pflichten auch zugleich die Rechte der alten Jungfer. Oft ist mir's, als wäre in der letzten Zeit ein Schleier von meinen Augen gefallen. Das Glück kommt mir so groß vor, meine Zeit und Kräfte da zu verschenken, wo sie am nöthigsten sind." „Vor dem entsetzlichen Wort «Alte Jungfer» habe ich nicht die mindeste Angst. Ich theile es ja mit vielen, die ich um ihr starkes und stilles Wirken oft beneidet habe. Arbeit will ich und muß ich haben, dann kann jeder von mir sagen: «Das ist ein glückliches Mädchen!»"

„Bald ist die Zeit vorüber! Es ist doch schnell vergangen, sehr schnell! Gott weiß, daß ich den Willen hatte, Gutes zu thun, etwas zu leisten und zu wirken. Ich sehe kein Resultat, ich habe es aber auch nicht erwartet. Vielleicht bleibt eine leise Spur zurück. Ich bin nicht so hochmüthig zu glauben, daß ich wie ein Bergstrom alles fortreißen könnte. Ich bin vielleicht ein Tröpfchen, und wenn mich der Himmel an den richtigen Platz hat fallen lassen, dann kann ich freudig mich verflüchtigen, von den starken Sonnenstrahlen aufgesogen!"

Ueberglücklich kehrte sie im Mai 1867 nach Monrepos zurück. Sie „fand ihr stilles Heim im großen Wald und durfte wieder Kind sein wie vorher". Aber es dauerte nicht lange. Die liebenswürdige Nichte war der Großfürstin Helene ganz unentbehrlich geworden, und sie lockte sie wieder fort aus dem elterlichen Hause. Im August finden wir sie mit der Tante in Karlsbad. Die Großfürstin war sehr leidend, und Prinzessin Elisabeth mußte jetzt die Herren und Damen empfangen, welche sich vorstellen ließen. Ueber ihre damaligen Eindrücke und Beziehungen lesen wir:

Karlsbad, den 2. August 1867. „Ich habe in diesen Tagen einige Menschen kennen gelernt, von denen ich so entzückt bin, daß ich Dich beständig herbeiwünsche. Da ist zuerst Frau Arnemann, eine Norwegerin, mit lebhaften schwarzen Augen, die immer fordern, daß man sie ansieht. Sie hat stets mit Künstlern verkehrt und ein reiches aber schweres Leben hinter sich. In Beurtheilung von Menschen sieht sie fast erschreckend richtig. Ich habe oft bestürzende Beweise von wahrer Hellseherei bei ihr gefunden. Sie ist eine wahrhaft magnetische Frau!" „Frau Arnemann hat uns mit dem Maler Piloty zusammengebracht, einem sehr liebenswürdigen und feinen Menschen. Wir schwärmen miteinander von Italien. Ferner wird Frau Arnemann uns mit der früheren Sängerin Frau Unger-Sabatier bekannt machen, die mit ihrer Nichte und Schülerin Fräulein Regan hier ist. Die Unger-Sabatier ist eine Künstlerin von echter

Art. Klug, klar, mit dem heiligen Feuer ohne dilettantische Schwärmerei. Sie macht sich eine Freude daraus junge Sängerinnen zu bilden. Ihre Nichte Fräulein Regan ist 23 Jahre alt, singt mit einer wahren Flötenstimme und meisterhafter Vollendung. Sie ist auch ein feingebildetes Mädchen, die französisch und italienisch nicht nur gut, sondern auch schön spricht und die Lieder so versteht und auffaßt, wie ich es mir schöner nicht denken kann. Ich fühle mich zu ihr hingezogen wie zu einem Magnet."

Auch der Verkehr mit Editha von Rahden war der Prinzessin sehr lieb geworden. Sie sagt von ihr: „Editha Rahden ist so weich und milde wie nie zuvor. So voll tragender schonender Liebe gegen alle Menschen, die sie beurtheilt ohne jegliche Beziehung auf sich selbst." „O ich weiß und verstehe dankbar zu sein für jede glückliche Stunde! Und welch größeres Glück giebt es als das, von einer erfahrenen Frau zur Freundin herangezogen zu werden!" Weiter heißt es im Briefe an die Mutter: „Wenn ich mich zu einer Heirath entschlösse, so wollte ich die Aussicht haben auf eine sichere Heimath, auf ein Haus inmitten des eigenen Besitzthums und nicht ein unstetes Wanderleben beginnen, mit der Aussicht, niemals tiefe Wurzeln zu schlagen". „Ich bin nicht mehr so, daß ich da meine Pflicht suche, wo mein Weg schwer und unangenehm erscheint, sondern ich habe keinen andern Wunsch als den, still zu leben und zu wirken, wo ich kann."

Unter den Männern, welche damals viel im Kreise der Großfürstin verkehrten, sehen wir Walujeff, russischen

Minister der Domänen, Tolstoy, Rouher, Piloty, Graf Keyserlingk, Curator der Universität Dorpat, und den Geheimerath von Brevern, „eine fein besaitete, sensitive Natur. Seine Milde entlockt mir Gedanken, die ich gar nicht sagen wollte".

Indeß hatte Maria von Sulzer ihren Vetter geheirathet und war schon sehr leidend im Sommer nach Monrepos gekommen. Dort schwanden ihre Kräfte zusehends. Im Vorgefühl des nahen Todes verlangte sie dringend, zurück in die Heimath gebracht zu werden. Kurze Zeit darauf erhielt die Fürstin die Nachricht ihres Todes. — Wir lesen im Tagebuch der Prinzessin Elisabeth vom 1. Sept.: „Maria Sulzer ist gestorben! Der Tod ist mir ja nur ein alter Freund, ein ernster Freund, aber doch milde, wenn man ihm recht begegnet." „Der Himmel schickt mir täglich Wohlthaten entgegen, die ich gar nicht alle zählen kann. Ich darf nicht klagen. Mein Leben ist sehr reich, das sage ich mir immer. Und wenn sie alle sterben müßten, so bliebe es doch reich und tausendfach gesegnet, denn sie sind alle noch *mein*! Wenn die Blumen auch welken, man vergißt nie, daß sie einmal blühten und dufteten und daß man ihren Duft eingesogen hat. Mir thut wohl das Herz weh — aber ich bin dennoch reich!"

Auf den Tod dieser geliebten Freundin finden wir noch nachstehendes Gedicht:

Stillet den Jammer,
Kommet herzu,
Durch ihre Kammer
Zieht süße Ruh!

Englein, die kamen
Leis über Nacht,
Betend sie nahmen
Fort sie gar sacht.

Still, ohne Leiden,
Tod selbst sie traf,
Spart ihr das Scheiden,
Hüllt sie in Schlaf.

Blumen, die schönen,
Hüllen sie ein,
Glocken, die tönen,
Wiegen sie ein.

Stillet den Jammer,
Kommet herzu,
Durch ihre Kammer
Zieht süße Ruh!

Von Karlsbad reiste die Großfürstin mit ihrer Nichte zur Weltausstellung nach Paris. Prinzessin Elisabeth war dort unwohl angelangt, sie litt an einem Halsübel und momentaner Taubheit. In Folge dessen konnte sie die großartigen Eindrücke nicht mit der Frische in sich aufnehmen, welche ihr sonst eigen war. Die Gesellschaften beim Kaiser Napoleon, Besuche in der Ausstellung, im Louvre und den Schlössern der Umgegend zogen wie traumhaft an ihr vorüber. Unter dem Eindruck der Schwerhörigkeit und zur Melancholie geneigten Stimmung schreibt sie der Mutter: „Ich habe in den letzten Tagen oft gedacht, daß man im Alter sehr gut jede Beschäftigung entbehren kann. Man kann im Sessel sitzen und denken und denken, ganz leidenschaftslos und ruhig. Man kann den Verstorbenen freundlich zulächeln und den Lebenden das Vergangene als Merkwürdigkeit erzählen. Ich denke mir das sehr hübsch. Ich möchte es jetzt noch nicht eintauschen, denn ich will noch das Leben kosten mit allem, was es bringt, will schaffen und arbeiten. Aber ich werde mich die ganze Zeit freuen auf das friedliche Alter."

Der Großfürstin leidender Zustand erforderte eine abermalige Kur in Ragaz und sie ließ die Nichte noch nicht von ihrer Seite. Es war bereits Ende September, als sie dort ankamen, und nur wenige Badegäste noch am Ort. Nach dem betäubenden Lärm und der geistigen Anstrengung in Paris wirkte diese Stille ungemein wohlthuend. Hier lebte die junge Prinzessin wieder auf und ihr thätiger Geist fand gleich Stoff zu neuer Arbeit.

„Gestern Abend", schreibt sie den 22. September 1867, „erzählte ich Fräulein von Rahden so viel vom Bübchen (Prinz Otto), daß sie ausrief: «Sein Leben muß geschrieben werden. Es wird von großem Segen sein für alle, die es lesen.» Sie sagte mir, «ich sollte so ausführlich schreiben wie nur möglich. Was mit warmer Liebe in größter Einfachheit niedergeschrieben ist, das muß doch zu andern Menschenseelen reden.» Schon seit Jahren habe ich es thun wollen, ja fast die Verpflichtung gefühlt und es zu schwer gefunden. Ich glaube wirklich, daß jetzt der Moment gekommen ist. Ich möchte es in aller Ausführlichkeit im Archiv niederlegen."

„Eben komme ich aus der kleinen Kirche, in der ich eine schöne Predigt gehört. Pfarrer Steiger sprach über den Text Jeremias Kap. 9, V. 25. «Denn solches gefällt mir wohl, spricht der Herr.» Es war begeisterungsvoll und entsprach ganz meiner Stimmung, die schon ziemlich weich war, indem hier in Ragaz viele Einnerungen erwachten. Und nun bringt dieser gute Mensch uns Gottes heilende, besiegende und beseligende

Liebe so nahe, daß ich beinahe vor Freuden geweint hätte. Es war zu schön! Ich glaube immer Maria's (Sulzer) Stimme zu hören, wie sie sagte: «Leg' Dich in Gottes Vaterarme!» Ich habe schon daran gedacht, für unsere Kirche Gebete zu schreiben. Ich bin aber nicht fromm genug dazu. Vielleicht, wenn ich Otto's Leben schreibe, werde ich wieder fromm."

Ragaz, 30. September. „Beiliegende Gebete habe ich in den letzten Tagen geschrieben, im Gedanken an unsern Gottesdienst. Vielleicht kannst Du sie brauchen. Otto's Leben ist auch schon angefangen. Ich habe an Nana (Kinderfrau des Prinzen) geschrieben und sie um möglichst viele Details aus seiner frühesten Kindheit gebeten.» «Wer mich von ganzem Herzen suchet, von dem will ich mich finden lassen» spricht der Herr. Diesen Spruch möchte ich auf jede Seite schreiben. Ich möchte ihn gerne suchen und lieb haben, – ich habe ihn nie recht geliebt! – Frau Arnemann sagt: Er will mich zu sich ziehen durch alle, die ich lieb hatte und die er zu sich gerufen. Ich will mich gerne ziehen lassen!" – „Aber diesen Winter bleibe ich zu Hause und freue mich sehr darauf. Habe auch alle Hände voll zu thun, denn sobald ich mit der Uebersetzung von Carlyle fertig bin, habe ich einen neuen Plan. Frau Arnemann wollte immer, daß ich ein Buch für Kinder schreiben sollte. Ich kann mir aber nichts Gescheites ausdenken. Ich kann nur schreiben, was ich erlebt und empfunden habe."

Nach einer Reihe der schönsten Tage, an denen stets

Fußtouren von 3—4 Stunden unternommen wurden, hatte ein plötzlicher und anhaltender Schneefall die Großfürstin genöthigt, Ragaz zu verlassen. Nun ging Prinzessin Elisabeth zurück in die Heimath. Still und glücklich verlebte sie den nächsten Winter bei der Mutter in Monrepos. „An diese Zeit denke ich besonders gern zurück. Denke an die traumhaften Stunden im kleinen Stübchen, an die unerschöpflich reichen Gespräche mit Fräulein Lavater, und an die Abende, wo unsere Spinnräder schnurrten und mein Bruder uns ein schönes Buch vorlas." Mit der Mutter reiste sie im Sommer 1868 nach Schweden zu den Verwandten an den Königshof. Sie nennt Schweden „das Land der Poesie". Durch die großartige Natur und „die schönen Sagen, die sich an jeden Stein dort klammern", ward ihre Phantasie aufs lebhafteste angeregt. Sie fühlte sich sehr wohl im Norden, und schwärmte für Stockholm. „Die herrliche Stadt thront wie eine Königin der Gewässer auf ihren Inseln zwischen dem See und dem Meer. Von viel hundertjährigen Eichen ist sie umrauscht, von Masten und Wimpeln umgeben und gefüllt mit historischen Schätzen aller Art. Einen wundervollen Ausflug machten wir auf dem Mälarsee. Der Herzog von Ostgothland (jetzt König Oscar II.) hatte ein Schiff genommen und zwischen den hundert smaragdnen Inseln glitten wir auf der leuchtenden Fluth zu dem merkwürdigen alten Schloß Grypsholm. Was den Genuß der Fahrt unendlich steigerte, war der Gesang schwedischer Officiere, die mein Onkel zu

unserer Unterhaltung mit eingeladen hatte. Die Herren sangen fast den ganzen Tag und richteten ihre Lieder nach den Gegenden, an denen wir vorüber fuhren. Ihre glockenreinen Stimmen schienen über den Wellen hinzugleiten und wieder emporzutauchen, bald geheimnißvoll flüsternd, bald wieder hinausschmetternd in unbezwingbarer Jugendlust. — In der Ridderholmskirche ließ mein Onkel die Königsgräber für uns öffnen. Jede Dynastie hat ein abgesondertes Gewölbe. Ich legte meine Hand auf die Särge von Gustav Adolph und Karl XII., konnte aber gegenüber diesen offenen Grüften mich eines leisen Schauers nicht erwehren. Sehr schön war die Fahrt durch das Land bis nach Helsingborg hin. An mehr als hundert Seen kamen wir vorüber. Die blutrothen Holzhäuser und von rothen Ziegeln erbauten Schlösser lagen malerisch zwischen den von Tannen und Birken bewachsenen eratischen Blöcken, mit denen die ganze Gegend wie übersäet ist. In Jönköping verbrachten wir eine Nacht und durchwanderten um 5 Uhr Morgens die bunte hölzerne Stadt am schimmernden Wettersee."

Mit der ihr eigenen Leichtigkeit lernte Prinzessin Elisabeth die schwedische Sprache und konnte sehr bald Tegnérs Frithjofssage und die schönen Lieder von Runeberg im Original lesen. — Drei Monate hatte die Fürstin mit ihrer Tochter in Schweden zugebracht. Auf der Rückreise ward Kopenhagen und Friedrichsborg besucht, auch einige Tage bei den Verwandten in Arolsen verweilt. Dort war Prinzessin Elisabeth ein ganz besonderer

Liebling der kleinen Waldeck'schen Cousinen und ihr Erscheinen in Arolsen stets das Signal zu endlosem Jubel.

Kaum war Prinzessin Elisabeth mit ihrer Mutter wieder zurück in Monrepos, da rief die Großfürstin Helene die Nichte zu sich nach Heidelberg. Drei unvergeßlich genußreiche Wochen verlebte sie dort mit der Tante im November 1868. Die Erinnerung an diesen Aufenthalt war so tief und nachhaltig, daß Fürstin Elisabeth noch neun Jahre später jener Zeit mit einer Frische und Lebendigkeit erwähnt, als wären nicht Jahre und große Veränderungen über sie hingegangen. Wir wollen die betreffende Stelle des im Mai 1877 aus Bukarest geschriebenen Briefes hier einfügen.

„Was muß es jetzt in Heidelberg so schön sein! Ein Duft, ein Blühen, ein Singen aus all den jungen Kehlen. Ich schwärme für Heidelberg! Habe ich doch fast die schönsten drei Wochen meines Lebens dort mit der Tante zugebracht, mit den vielen geistreichen Menschen. Es war ein Gewoge von Gedankenblitzen! – Kirchhoff, Friedreich, Bluntschli, Treitschke, Gervinus, Helmholtz in einem Salon! Dazu Joachim mit seiner Himmelsgeige und Frau Joachim mit ihrer Stimme wie ein rauschender Bergstrom. Es war ein Abend für Götter! Dann diese Spaziergänge mit Fräulein von Rahden, dieses Träumen in den Ruinen! Wie wurden sie lebendig von wogenden, schwebenden, heitern Gestalten, von Festgelagen und schönen Frauen! Ach! das war wieder ein Träumen für Götter! Naß sind wir freilich oft genug geworden.

Ich finde aber, der Regen gehört zu Heidelberg wie der Thau zu den Blumen. Ihr solltet den «Trompeter» mit einander lesen, das paßt dorthin, «Frau Aventiure» und «Gaudeamus». Man muß dort ein klein wenig studentisch übermüthig werden, Wein trinken und bummeln, um in die richtige Heidelbergsstimmung hinein zu kommen; dann ist es ein Zauberkreis, ein Traumland, wie müde Wanderer sich's nur wünschen können. Man athmet schon so leicht in der feuchtwarmen Luft!"

Mit diesen belebenden Eindrücken schloß das Jahr 1868. Die kommende Zeit sollte von tiefgreifender Bedeutung für Prinzessin Elisabeth werden. Aber wie unerwartet und schicksalsvoll ihre nächste Zukunft sich auch gestalten wird, so lag dieselbe schon in ihrer Seele vorbereitet, wie ein Ziel, dem der Genius ihres Lebens zustrebte. Wir haben, um die Fürstin selbst reden zu lassen, eine Reihe brieflicher Aeußerungen der mannigfaltigsten Art in den Gang unserer Erzählung verwebt, weil daraus in einer völlig natürlichen und ungesuchten Selbstschilderung das Bild Elisabeths jeder aufmerksamen und menschenkundigen Betrachtung in sprechendster Weise einleuchtet. Ihre Worte sind stets das frische ungekünstelte Abbild ihrer inneren und äußeren Erlebnisse so, wie im Augenblick ihr Gemüth davon erfaßt und bewegt wird. Sie schildert mehr die Affecte als die Thatsachen, die sie erlebt, aber diese Affecte sind nicht problematische Stimmungen, sondern feste und fortwirkende Eindrücke, die in einem Gemüth, welches an den besten Empfindungen

reich ist, Wurzel schlagen und den Reichthum desselben vermehren. Und es ist ein Thema, das durch dieses bewegte Seelenleben hindurch geht und sich auch da kund giebt, wo es nicht in der ausgesprochensten Form selbst hervortritt: ein Grundzug, der zwei Gefahren, die einem fürstlichen Leben sehr nahe gelegt sind, zu vermeiden und zu überwinden die Kraft hat. Die eine Gefahr liegt darin, daß ein fürstliches Dasein in dem Genuß des vornehmsten Standes, die andere darin, daß es im dilettantischen Geistesgenuß völlig verzehrt wird. Und es giebt gegen beide Gefahren nur eine Rettung: das ist die Arbeit und der Beruf. Der fürstliche Beruf besteht im Herrschen, d. h. in der höchsten Form des Erziehens. Nun lesen wir in den Briefen der Prinzessin Elisabeth auch da, wo sie es nicht ausdrücklich sagt: „Ich will einen Beruf haben". Sie meinte den Beruf einer Lehrerin und Erzieherin, und sie erhielt den einer regierenden Fürstin und Königin.

Verlobung und Hochzeit.

Am 2. Januar 1869 lesen wir im Tagebuch: „Nur ein Dankgebet für das vergangene warme sonnige Jahr! Kein Wunsch für das kommende Jahr, außer daß meiner Hände Arbeit gesegnet sei! Vor 9 Jahren schrieb ich die ersten Worte in dieses Buch. — Meine Jugendzeit habe ich darin niedergelegt, manchmal mit frommem Herzen, manchmal in heiterer Lust, oft in Trauer und Wehmuth! Ich habe eine sehr reiche Jugendzeit gehabt, reich an Liebe, an Sonnenschein, an ernster Erfahrung! Vor dem Einen bin ich bis jetzt bewahrt geblieben: von Freunden verlassen zu werden. Dieser Mehlthau ist nie auf mein Herz gefallen und darum bin ich noch jung und kräftig und blicke mit Freuden dem Mittage meines Lebens entgegen. Ob mir der gütige Himmel wohl die Fähigkeit erhalten wird, Gedichte zu schreiben? Ich will sie ja halten und bewahren wie ein Heiligthum. Ich thue nichts dazu, um nicht stolz zu

werden. Ich bitte nur, daß es für mich und in mir fortlebe, und bitte auch um die Jugendfrische, die nöthig ist, um aus vollem Herzen ein Gedicht zu schreiben. Lebe wohl, du schönes Jahr, und du neues schaue freundlich herein in Kammer und Herz!"

„Gar nicht oder ganz, das sei mein Wahlspruch!"

Fürst Wilhelm hatte indeß sein militärisches Jahr in Koblenz bei dem Regiment Augusta abgedient und 1½ Jahre in Bonn die Universität besucht. Am 30. März 1869 erfolgte in Neuwied unter großen Festlichkeiten die Mündigkeitserklärung des jungen Fürsten; im August des nämlichen Jahres verlobte er sich mit der Prinzessin Marie der Niederlande, einer Tochter Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich der Niederlande und der Prinzessin Luise von Preußen, Schwester des Kaisers Wilhelm. – Bisher wollte Prinzessin Elisabeth von keinem Heirathsantrage hören. Ihr höchster Ehrgeiz bestand in dem Wunsche Schullehrerin zu werden; sie gedachte ein eigenes Seminar zu gründen und der Jugend Zeit und Kraft zu widmen. Die Mutter hatte ihrem Willen nachgegeben und im Stillen schon alles bedacht und eingeleitet. Sie stellte der Tochter nur die Bedingung, daß, bevor der Plan als Thatsache ins Leben träte, sie zuerst einen pädagogischen Cursus durchmachen und ein Examen bestehen müßte. Sie war nun zu innerer Ruhe gekommen und nach ihrer Art so harmonisch geworden, daß die Mutter zu Fräulein Lavater sagte: „Sie werden sehen, jetzt wird sie heirathen. Bisher wäre es zu früh gewesen."

Als die Fürstin Mutter im Frühling dieses Jahres mit ihrer Tochter einige Wochen in Bonn zubrachte, erhielt sie die Einladung des Fürsten von Hohenzollern zu einem Besuch nach Düsseldorf. Sie errieth wohl den tieferen Grund der freundlichen Aufforderung; Prinzessin Elisabeth aber war vollkommen unbefangen und freute sich nur auf das Wiedersehen der verehrten Fürstin von Hohenzollern und der Prinzessin Marie, mit der sie seit dem Berliner Aufenthalt in eifrigem Briefwechsel stand. Das fürstliche Elternpaar wollte nun die junge Prinzessin von Wied näher kennen lernen, denn ihr Sohn, der Fürst von Rumänien, dachte an eine Heirath mit ihr.

Fürst Karl I. von Rumänien, der zweite Sohn des Fürsten Anton von Hohenzollern und der Prinzessin von Baden, war am 20. April 1839 geboren und in Dresden im Blochmann'schen Institut erzogen. Er wollte sich ganz der militärischen Laufbahn widmen und trat in die preußische Armee, in deren Reihen er den deutsch-dänischen Krieg von 1864 mitgemacht hatte. Im Jahre 1866 wurde der erst siebenundzwanzigjährige Lieutenant im zweiten Garde-Dragoner-Regiment durch den einstimmigen Willen der Nation auf den rumänischen Fürstenthron berufen. Vom Könige von Preußen, dem Familien-Oberhaupte, nicht abgehalten, der Zustimmung Napoleons III. gewiß, dessen Einfluß damals in den Donauländern vorherrschte, ward Prinz Karl von Hohenzollern regierender Fürst von Rumänien. Schon in der kurzen Zeit seiner Regierung hatte sich das ihm anvertraute Land sowohl

in geistiger als in materieller Beziehung sichtbarlich entwickelt. Aber auch die verwahrlosten socialen Zustände bedurften der Hebung. Da mußte eine Fürstin Mitgehülfin werden bei dem großen Werke, um durch That und Beispiel einen durchschlagend guten Erfolg anzubahnen. Seine Wahl fiel auf die Prinzessin Elisabeth, deren Bekanntschaft er in Berlin gemacht, und die er durch ihre Briefe an seine Schwester näher kennen gelernt hatte. Gleich bei seiner Berufung nach Rumänien hatte sie sich lebhaft für den jungen Fürsten interessirt. Ihre thatkräftige Natur war sympathisch berührt durch den Ernst und die Energie, mit der Fürst Karl die schwere Pflicht übernommen und durchgeführt hatte. Auch die rumänischen Zustände waren ihr nicht fremd, denn eine der französischen Lehrerinnen hatte längere Zeit in Rumänien gelebt und viel von den dortigen Verhältnissen erzählt. Als einmal, lange vor der Verlobung, Elisabeths Freunde sie mit allerlei Plänen bestürmten und sie gern auf einem Throne sehen wollten, hatte sie ihnen scherzend erwidert: „Der einzige Thron, welcher mich anziehen könnte, wäre der rumänische, denn dort gäbe es noch etwas für mich zu thun!“ Kurze Zeit nach dem Besuch in Düsseldorf erging an die Fürstin Mutter die Bitte, eine persönliche Begegnung ihrer Tochter mit dem Fürsten von Rumänien zu vermitteln. Die Zusammenkunft in Monrepos erschien zu auffallend, daher war es ihr sehr gelegen, als die Tochter sehnlichst wünschte, das im October von Stockhausen und Clara Schumann in Köln

gegebene Concert mitzuerleben. Die Fürstin beschloß also nach Köln zu gehen und dort den Fürsten zu empfangen, der sich damals gerade in Paris aufhielt. Im Hôtel du Nord waren sie abgestiegen. Stunden verstrichen, und der Fürst war noch nicht erschienen. Die beiden Damen fuhren nun mit ihrer Begleitung in den Flora-Garten, um dort zu Mittag zu speisen. Die Mahlzeit war beendet und Prinzessin Elisabeth hatte nicht bemerkt, daß sie schon geraume Zeit von einer Gruppe Herren scharf beobachtet wurde. Da traten zwei von ihnen an die Fürstin Mutter heran, und der Fürst von Rumänien ließ sich ihr vorstellen. Elisabeth, die nichts von seinen Absichten und der verabredeten Begegnung ahnte, reichte ihm mit unbefangener Freude beide Hände entgegen und sagte: „Wie freue ich mich, daß wir uns hier so zufällig treffen!“ Mehrere Stunden blieben sie bei einander in der Flora und im zoologischen Garten unter lebhaft anregendem Gespräch. Bei ihrer Rückkehr ins Hôtel rief sie ganz begeistert aus: „Ist das aber ein reizender Mensch geworden!“ Während sie sich nun zum Concert kleidete, sprach der Fürst mit der Mutter und bat um ihre Zustimmung zur Heirath. Prinzessin Elisabeth aber dachte nur an den musikalischen Genuß, der ihrer wartete und war außer sich, daß der Fürst so lange blieb. Als er endlich fortging, stürmte sie aus ihrem Zimmer in den Salon und rief vorwurfsvoll: „Aber Mama!“ Doch wie gebannt blieb das junge Mädchen auf der Schwelle stehen, denn sie blickte in das ernste, tiefbewegte Angesicht

ihrer Mutter, die auf sie zutrat, sie in ihre Arme schloß und sagte: „Der Fürst von Rumänien hat um dich angehalten, mein Kind!“ Die Ueberraschung der Tochter war groß; aber mit diesem entscheidenden Wort wurde es ihr auch klar, daß schon unbewußt das ganze Herz für ihn gewonnen war. Wie ein warmer Strom zog nun die Liebe darin ein. — Auf die nochmalige Frage der Mutter, ob sie nicht Bedenkzeit haben wollte, antwortete sie einfach und entschieden: „Er soll nur kommen, ich weiß, ich werde ihn sehr lieb haben!“ Und als der Fürst kam und sie als seine Braut begrüßte, da sprach sie zu ihm mit ihrer weichen herzgewinnenden Stimme: „Es macht mich so stolz und so demüthig zugleich!“ Noch in der nämlichen Nacht mußte der Fürst nach Paris zurückreisen. Prinzessin Elisabeth aber schrieb in ihr Tagebuch den 12. October: „Ich bin verlobt und eine glückselige Braut!“

Vier Tage später, am 16. October, war Fürst Karl in Begleitung von fünf rumänischen Herren in Neuwied eingetroffen, um mit Prinzessin Elisabeth öffentlich seine Verlobung zu feiern. Alles hatte sich so plötzlich und unerwartet entschieden, daß von den zahlreichen Gliedern des Wiedischen Familie niemand an diesem bedeutungsvollen Feste theilnehmen konnte. Die Fürstin Mutter, Fürst Wilhelm und einige vertraute Freunde des Hauses waren außer dem rumänischen Gefolge die einzigen Anwesenden. Einfach und ohne besondere Ceremonie geschah die Verlobung nur durch Austausch der Ringe.

Am Abende war Gala-Tafel. Gegen Ende derselben erhob sich die Fürstin Mutter und durchdrungen von einer kaum zu bewältigenden Rührung, doch mit klarer sicherer Stimme sprach sie folgende Worte: „Trinken wir jetzt auf das Glück der künftigen Gatten, die heute der Gegenstand aller unserer Glückwünsche sind! Jede Verlobung ist unstreitig ein Festtag. Allein das heutige Verlöbniß ist noch mehr. Ein Fürst, berufen zur Erfüllung einer hohen und schwierigen Mission, hat sich eine Gattin erwählt, die, treu und unwandelbar ihm zur Seite stehend, theilnehmen wird an der Durchführung seiner großen Aufgabe. Beide haben bereits ein heiliges Bündniß unter sich geschlossen, in dem sie sich gelobten mit allen ihren Kräften und ihrer gegenseitigen Liebe der Beglückung eines Volkes sich zu weihen, welches, klug und richtig geleitet, zu einer großen, einer glücklichen Zukunft berufen ist. Und dieser Zukunft wollen wir auch unsere wärmsten und aufrichtigsten Glückwünsche hiermit darbringen!"

Nachdem Fürst Wilhelm einen Trinkspruch auf die Vereinigung der beiden fürstlichen Häuser ausgebracht, und der Fürst von Rumänien den Anwesenden für die Glückwünsche gedankt hatte, setzte er noch hinzu: „Dieser Tag ist der glücklichste meines Lebens, denn er hat mich eine Gattin finden lassen, die mit Liebe und zärtlicher Ergebenheit mir zur Seite stehen wird bei der Erfüllung jener hohen Mission, die eine ganze Nation mir anvertraut!" —

Am Tage der Verlobung hatte der Fürst zu seiner Braut gesagt: „Du bekommst eine schöne Lebensaufgabe! Du sollst milde trösten, wenn ich zu hart war, und für alle bitten dürfen!" — Eine der Anverwandten schrieb damals der Fürstin Mutter: „Dem Bräutigam ist vor allem Glück zu wünschen, daß er eine Frau heimführen kann, die ihm eine Stütze und ein Segen für sein Land werden wird, wie er eine zweite wohl nicht hätte finden können. Es freut mich für Elisabeths Wesenheit, daß ihr Beruf sich nicht auf einen kleinen häuslichen Kreis der Frau beschränken wird. Ihr Charakter wird sich noch entfalten und entwickeln in dem schönen großen Wirkungskreise, der ihrer wartet."

Mit der Braut reiste nun die Fürstin Mutter nach Baden-Baden, um sie dem Könige und der Königin von Preußen vorzustellen, dann weiter auf die Weinburg bei Sigmaringen, wohin der Bräutigam ihnen vorangeeilt war und sie jetzt dem Fürsten und der Fürstin die künftige Schwiegertochter zuführte. Fürst Karl schenkte damals seiner Braut auch unter anderem ein Album zum Tagebuch der Lieder und schrieb auf das erste Blatt: „Weinburg, den 26. October 1869. Liebe wird durch Liebe vergolten! Komm Deinem Volke mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, wie Du mir entgegen kamst, dann wird nicht nur ein Herz in Treue für Dich schlagen, Millionen Herzen werden sich mit dem einen vereinigen, und ich mich glücklich preisen, denn Du gehörst nicht mir allein. Ein ganzes

Volk bekommt ein Anrecht an Dich. Ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird Dir dann Liebe durch Liebe vergelten."

Der rumänischen Nation verkündete Fürst Carol seine Verlobung mit den Worten: „Als ich den Thron annahm, welchen die Liebe und das Vertrauen eines ganzen Volkes mir entgegenbrachte, da verhehlte ich es mir nicht, daß der leitende Gedanke, welcher bei der einstimmigen Wahl eines fremden Fürsten vorherrschte, kein anderer war als der: in Romanien eine festbestehende Dynastie zu gründen. Heute bin ich so glücklich, meinem Volke die Garantie für Ordnung und Stabilität, deren es für seine Zukunft so sehr bedarf, geben zu können, indem ich der Nation mittheile, daß ich meine Verlobung mit der am 29. December 1843 geborenen Prinzessin Elisabeth zu Wied gefeiert habe."

Dieses hochwichtige Ereigniß rief im ganzen Lande den größten Enthusiasmus hervor. Bukarest und Jassy wurden festlich beleuchtet, und in den Kathedralen ein feierliches Te Deum abgehalten. Aus allen Theilen des Landes kamen Glückwunschadressen. Von den Gestaden der Donau bis an die rebenbekränzten Ufer des Rheines vermittelte der elektrische Draht unzählige Male die geflügelten Worte:

„Es lebe Carol I., der Herrscher der Romanen!"

„Es lebe Fürstin Elisabeth, die Herrscherin der Romanen!"

Vier Wochen später sollte mit großen Festlichkeiten und vielfacher Etiquette am 15. November die Hochzeit

gefeiert werden. Königin Augusta hatte sich dazu angesagt. Wenige Tage vorher lesen wir im Tagebuch: „Monrepos, den 12. November 1869. Das Loos ist mir gefallen aufs Lieblichste, mir ist ein schön Erbtheil geworden!"

Am 13. November war Fürst Karl wieder in Neuwied eingetroffen und mit großem Enthusiasmus empfangen worden. Von allen Seiten strömten die geladenen Gäste herbei. Am 14. November kam die Familie des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, sowie der Graf und die Gräfin von Flandern, der regierende Fürst zu Waldeck, die Großherzogin von Baden, Prinzessin Wilhelm von Baden, Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein-Augustenburg, die Fürsten und Grafen von Solms-Braunfels, Laubach und Rödelheim mit ihren Gemahlinnen. Am Tage der Hochzeit erschien die Königin Augusta von Preußen. Der Kaiser von Rußland und der Kaiser der Franzosen waren durch ihre Botschafter, die Herren von Oubril und Graf Moosburg, vertreten. An die Fürstlichkeiten schloß sich ein zahlreiches Gefolge von deutschen und rumänischen Herren und Damen.

Mit ihrem vollen Strahlenglanze war am 15. November die Sonne über Neuwied aufgegangen. Sie beleuchtete ein bunt bewegtes Bild. Das Schloß und jedes einzelne Haus der Stadt wurde mit Fahnen und Blumengewinden geschmückt. Der Schloßplatz, der Schloßgarten und der sich weithin dehnende Park waren seit den ersten Stunden des festlichen Tages von zahl-

reichen Menschengruppen belebt, die herbeieilten, um die holde Braut noch einmal zu sehen. „Es liegt tief in der Charaktereigenthümlichkeit des deutschen Volkes begründet, daß es die Leiden und Freuden seiner Fürsten mitempfindet und alles, was diese angeht, als mit ihm selbst verbunden betrachtet. Auch die angestammte Anhänglichkeit zwischen den Fürsten zu Wied und den Bewohnern von Neuwied und Umgegend ist nicht geschwunden, vielmehr treu bewahrt worden und eine gegenseitige geblieben. Darum war ihnen heute zu Muthe, als feierte man in ihrer Mitte ein im großen Sinn gedachtes Familienfest. Sie waren alle mit ihrem Herzen dabei betheiligt. Galt es doch der allgemein geliebten Prinzessin Elisabeth, die in den Häusern der Armen und Nothleidenden ebenso vertraut geworden wie in denen, welche Gott mit irdischen Gütern gesegnet. Vierzig junge Damen von Neuwied hatten einen prachtvollen Teppich gestickt und der Prinzessin überreicht. Die Neuwieder Zeitung brachte in sinnigen Versen dem Brautpaare die Glückwünsche der Bürgerschaft. Durch alle Schichten der Bevölkerung ging theilnehmende Freude.

Um halb fünf Uhr setzte sich der Vermählungszug in Bewegung. Er nahm seine Richtung nach einem Saal, der zur katholischen Kapelle umgestaltet war. Der Priester hielt eine kurze Ansprache, die Ringe wurden gewechselt, und knieend empfing das junge Paar den Segen der Kirche. Darauf begab sich der stattliche Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, die große

Treppe hinab zu dem unteren Saal des Schlosses, den der Fürst Wilhelm aufs Reichste und Geschmackvollste zur protestantischen Kapelle hatte ausschmücken lassen. Die weiten Räume schwammen in einem Meer von Licht. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich Estraden, welche schon geraume Zeit vorher durch die zu dieser Feier zahlreich geladenen Beamten und Einwohner der Stadt Neuwied und Umgebung besetzt waren. In der Tiefe der Kapelle, einem eigens für diese Ceremonie hinzugefügten Ausbau des Saales, stand der Altar, auf dem sich ein einfaches Kreuz erhob. Beim Eintritt des jungen Paares empfing sie der Festgesang. Darauf wandte sich der Pfarrer Lohmann an die Verlobten und sprach weihevolle, alle Anwesenden tief ergreifende Worte zu ihnen. Er hatte den Text gewählt aus dem Buche Ruth 1, V. 16 und 17. „Wo du hingehst, da will ich auch hin gehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott, wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein." Mit dem Ausdruck innigster Ueberzeugung wurde von der Prinzessin das bedeutungsvolle Jawort ausgesprochen. Sie wußte es wohl aus der Erfahrung im elterlichen Hause, daß häusliches Glück durch Leiden hindurch muß und in Trübsal geläutert wird. Aber mit freudigem Herzen hatte sie durch ihr „Ja" auch das Gelöbniß besiegelt: „Ich bin dein, wie auch dein Weg dich führt." „Nur wer selbst jemals in seinem Leben einen solchen Augenblick durchlebte, durchbebte, nur der vermag das

Ueberwältigende, das Opferfreudige, das Siegesgewisse und Selige desselben mitzuempfinden." (Aus der Traurede.) Knieend leisteten die hohen Neuvermählten das Gelübde, wechselten die Ringe und empfingen den Segen. Kanonendonner verkündete die nunmehr geschlossene eheliche Verbindung des Fürsten von Rumänien mit der Prinzessin Elisabeth zu Wied.

Nach Beendigung der heiligen Handlung war in den Schloßräumen Gratulationscour und um sechs Uhr Abends Galadîner. Königin Augusta hatte den ersten Trinkspruch auf das Glück der Neuvermählten ausgebracht, Kanonensalven, deutsche und rumänische Nationalhymnen, Trinksprüche auf den König und die Königin von Preußen u. a. m. belebten die festliche Tafel. Inzwischen entwickelte sich eine allgemeine Illumination in den Straßen von Neuwied. Bis in die entferntesten Vorstädte waren Häuser und Balcone mit Flaggen, Gewinden, Teppichen und Transparenten geschmückt.

Unter dem jubelnden Grüßen der wogenden Volksmenge und begleitet von sämmtlichen Hochzeitsgästen machte das junge Paar eine Rundfahrt durch die Stadt. Das war kein officieller Jubel, der ihnen entgegenbrauste. Das klang wie lauter Segenswunsch und Liebesgruß. Allein nicht nur die Stadt Neuwied, das ganze Fürstenthum nahm Theil an der Festesfeier. Ueberall ertönten Hochrufe auf das fürstliche Paar, und 74 Ortschaften der Wiedischen Lande hatten am Tage der Vermählung Glückwunschadressen eingesandt.

Das rumänische Fürstenpaar wurde nach Monrepos hinaufgeleitet, wo sie die Zeit über residirten, welche Fürstin Elisabeth noch in der alten Heimath zubringen sollte. Tags darauf gaben die jungen Eheleute dort ein Familiendîner. Abends hatte die Municipalität im Verein mit den hervorragendsten Bürgern von Neuwied ihnen zu Ehren ein glänzendes Ballfest veranstaltet. Den zweiten Tag wurde den hohen Herrschaften in der neuen Festhalle ein Concert gegeben, wo außer der Kapelle des Regiments Königin Augusta auch Otto von Königslöw in dem berühmten Kölner Quartett mitwirkte. Nach dem Concert ward noch vor dem Schlosse ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Und so sahen die Neuwieder zum letzten Mal in ihrer alten Heimath die Prinzessin, welche der Mund des Volkes so gern „unsere Elisabeth" nannte. Und „unsere Elisabeth" ist sie ihnen geblieben bis auf die heutigen Tage. Heute wie damals jubeln sie ihr entgegen, so oft sie wiederkehrt.

Am Morgen des 18. November hatten die Neuvermählten ihre Reise nach Rumänien angetreten. Mit freudiger Zuversicht folgte Fürstin Elisabeth dem Manne ihrer Wahl. Nicht hohe Politik, sondern aufrichtige Herzensneigung hatte den Bund geschlossen. Schwere Pflichten harrten ihrer in dem unbekannten Lande. Sie war aber von feurigem Eifer erfüllt für die ernste Lebensaufgabe, der sie entgegenging. Daß sie ihres angestammten Vaterlandes auch in der neuen Heimath mit immer gleicher Liebe gedachte, beweist uns ein Gedicht, welches

fünf Jahre später ihr erstes Buch: „Rumänische Dichtungen" in die lesende Welt einführte. Mit den Worten dieses Liedes wollen wir das Leben in der alten Heimath ausklingen lassen.

Widmung an die Heimath.

Du Rebenland, du grüner Wald,
Du Rhein mit deinem Schimmer,
Dein Glanz ist fern, dein Sang verhallt,
Ich bin entfloh'n für immer!

Oft, oft, schließ' ich die Augen zu,
Dann hör' ich's singen, rauschen,
Seh' Schiffe zieh'n in sonn'ger Ruh,
Den Wind die Segel bauschen.

Daß ich die schönste Heimath hab'
In deutschen Gau'n besessen,
Das macht, daß ich sie bis zum Grab
Nun nimmer kann vergessen!

Die neue Heimath.

Einzug in Rumänien.

Kaum drei Jahre waren vergangen, seitdem Fürst Karl im Mai 1866 die rumänische Regierung übernommen. Ganz Deutschland war damals in Aufregung, die Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich im höchsten Grade gespannt. Jeder folgende Tag konnte eine Kriegserklärung bringen. Unter solchen Verhältnissen durfte der neugewählte Fürst von Rumänien nur verkleidet und mit fremdem Namen durch die feindlich erregten Länder reisen. Auf dem Schiff, das ihn die Donau abwärts brachte, ahnte niemand in dem anspruchslosen jungen Manne den Hohenzollernsproß, der muthig bereit war, die große Mission seines Hauses in den fernen Osten zu tragen. Als in Turnu Severin, der ersten Stadt Rumäniens, angelegt ward, sah man dicht am Ufer hochragende Ehrenpforten, sah man Männer in goldgestickten Uniformen, parademäßig aufgestellte

Truppen und eine zahllose Menschenmenge. Erwartungsvoll und in freudiger Erregung blickten alle der Ankunft des Schiffes entgegen.

Den Fürsten Carol I. von Rumänien hatte man an Bord gehabt. Ihm galten die nicht enden wollenden Jubelrufe, ihm galt das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, als er mit seinen beiden Begleitern das Schiff verließ und zum ersten Mal den rumänischen Boden betrat. Es war ein historischer Moment von großer Tragweite! Zum Dank für den glänzenden Empfang, der ihm in Turnu Severin geworden, und zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag ließ der Fürst dort aus eigenen Mitteln eine Kirche erbauen. Zwei Tage später leistete er in Bukarest den Throneid auf die ihm von den Kammern vorgelegte Verfassung.

Ungewöhnliche Schwierigkeiten traten ihm gleich beim Beginn seiner Regierung entgegen. Ungünstigen Auges ward er von Rußland betrachtet, mit Feindseligkeit von Oesterreich behandelt, von der Pforte in jeder einzelnen Handlung beargwohnt. Dazu die gelockerte Disciplin der Armee, die Unzuverlässigkeit der Beamten, große Finanznoth, Judenverfolgung und Ministerkrisen! Von starkem Willen und Zuversicht auf den Erfolg seiner Bestrebungen mußte der Herrscher erfüllt sein, welcher dieses durch Parteikämpfe so zerrüttete Land wieder in geordnete Bahnen lenken wollte. Dem Fürsten Karl war es heiliger Ernst um seinen Beruf. In kürzester Zeit hatte er die Pflichten der ihm gewordenen Aufgabe

überschaut und erfaßt. Jegliche Frage der Gesetzgebung, Volkswirthschaft oder rein praktischer Dinge wurde von ihm einer selbstständigen und sorgfältigen Prüfung unterworfen. Selbst rastlos thätig, verlangte er auch von seinen Beamten und Räthen viel Arbeitskraft und große Ausdauer. Den Nothstand des Volkes und die Mängel der Verwaltung aus eigener Anschauung kennen zu lernen, unternahm der Fürst häufige Reisen durchs Land. Mit menschenkundigem Blick suchte er von seinen Unterthanen diejenigen Männer herauszufinden, die mit dem Verständniß für die vaterländischen Angelegenheiten auch vaterländische Gesinnung verbanden. Zu geeigneter Zeit konnte er sie als Helfer und Rathgeber an seine Seite rufen.

Um Rumänien zeitgemäß mit dem übrigen Europa zu verbinden, wurden neue Verkehrswege eröffnet, der Unterricht in Kirche und Schule verbessert, die Reform der Armee im weiten Umfange begonnen. Durch verfehlte Unternehmungen in die größten Verlegenheiten hineingerissen, von den Uebelwollenden in seinem besten Streben mißverstanden, verfolgte Fürst Karl doch ruhig und still seine reformatorischen Pläne. Er wußte wohl, daß Jahrzehnte vergehen müßten, bevor Rumänien einer Neugestaltung und gedeihlichen Entwickelung könnte entgegengeführt werden. Mit staatsmännischer Langmuth und Klugheit wartete er auf den Zeitpunkt dauernder Erfolge. Er durfte wohl sagen: „Ich stehe hier allein auf weit hinausgeschobenem Vorposten als Grenzwacht

gegen den Orient. Wie der Kapitän auf stürmischer See Tag und Nacht auf seinem Posten ausharren muß, so muß auch ich die Augen immer hell und klar behalten." Treu seinem Eide, hat er sich ganz mit seinem Volke identificirt und ist Rumäne geworden in dem Augenblick, als er die Regierung der Donauländer übernahm. Er ist es aber mit deutschem Gemüth, mit deutscher Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit.

An der Seite dieses hochsinnigen Mannes, dessen Ruf schon in männlich edlen Zügen der Welt bekannt war, sollte Fürstin Elisabeth jetzt die neue Heimath betreten. Den 18. November hatte das junge Fürstenpaar Neuwied verlassen. In Pesth wurde verweilt, um der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich einen Besuch abzustatten. Unter dem rauschenden Hurrah der in Pesth ansässigen Rumänen erfolgte die Weiterreise am 21. Nov. Ein Extrazug brachte die Hoheiten nach Bazias, wo der österreichische Dampfer Franz Joseph ihrer harrte. Am hohen Mast wehte Rumäniens Banner, die Mannschaft bildete Spalier, und zwischen den wildzerrissenen Felsenufern der Donau steuerte nun der Franz Joseph Rumäniens Grenze entgegen.

Alt-Orsova war erreicht. Der Czerna oder schwarze Fluß ergießt hier seine Wellen in die Donau und trennt Oesterreich von Rumänien. Die Grenzwacht salutirte, und die Bewohner der wenigen schindelbedachten Häuser riefen „Hurrah!" Weiterhin sieht man inmitten des Donaustromes eine Felseninsel mit der türkischen halb-

verfallenen Festung Neu-Orsova. Die Besatzung präsentirte das Gewehr und drei Mal stieg die Flagge mit dem Halbmond grüßend auf und nieder. Neu-Orsova gegenüber liegt Verzerova, Rumäniens Grenzstation. In langer Reihe hatten sich die sogenannten Grenzer am Ufer aufgestellt. Sie waren in graue Mäntel gehüllt, trugen Sandalen an den Füßen und die Beinkleider mit Lederriemen festgeschnürt. In der nämlichen Tracht sind die Dacier auf der Trajanssäule abgebildet. Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und nicht enden wollendes Hurrah schallte dem langsam vorüberziehenden Schiffe entgegen. Das fürstliche Paar stand auf dem Verdecke und begrüßte hier die Grenze ihres Landes und die ersten Unterthanen.

Durch eine großartige Wildniß bahnt sich nun die Donau ihren Lauf. Hohe, fast senkrecht abfallende Felsen haben das Strombett eingeengt. Immer schmaler wird die vielgewundene Wasserstraße. Nur fünfhundert Schritt trennen noch das Banater Granitgebirge von den Höhen der serbischen Kalkberge. An den letzten Stromschnellen vorüber nähert sich der Franz Joseph dem berüchtigten „Eisernen Thor". Die Ufer sind offener und weniger felsüberragt, aber das dumpfe Brausen der schaumbedeckten Wellen mahnt an unzählige Felsriffe, welche sich hier fast eine halbe Stunde lang durch die ganze Breite der Donau hinziehen. Allmählich wird die Gegend lieblicher. Das Gebirge tritt zurück. Ueppige Felder und Weingärten dehnen sich aus. Stattliche Häuser-

gruppen, von glänzenden Kirchthürmen überragt, werden sichtbar.

Es ist Turnu Severin. Beim Herannahen des Schiffes gewährt die Stadt mit ihrem Hafen einen überaus schönen Anblick. Im bunten Flaggenschmuck lagen die Schiffe vor Anker, unter ihnen Rumäniens Kriegsdampfer Romania und Stephan cel mare. Die Hügel des emporsteigenden Ufers waren dicht gedrängt voll Menschen. Als der Franz Joseph sich dem Lande näherte, erschallte endloser Jubelruf. Die Soldaten des Stephan cel mare salutirten. Die am Lande aufgestellten Mannschaften präsentirten das Gewehr. Dazwischen krachte der Donner der Kanonen, tönten die feierlichen Klänge der rumänischen Volkshymne. Von festlich gekleideten Damen mit Blumensträußen begrüßt, vom Ministerpräsidenten Ghika, von dem Präfecten und den Abgeordneten der Stadt empfangen, betrat Fürstin Elisabeth den 22. November (es war der Geburtstag ihres verstorbenen Bruders) am Arme ihres Gemahls die rumänische Erde. Auf silberner Platte wurde das blumenumschlungene Salz und Brod dargebracht und die Schlüssel der Stadt der jungen Fürstin überreicht. Unter dem Hochrufen der Volksmenge und dem Geläut aller Glocken fuhren sie zur Kirche hinauf. Dort wurde zuerst ein Te Deum gesungen, dann vom Volk und den Priestern knieend der Segen des Allmächtigen auf die Häupter ihres Herrscherpaares herabgefleht. Nach alterthümlicher Sitte des griechischen Kultus ward ihnen beim Schluß des Gottesdienstes das

Evangelienbuch und das mit Edelsteinen reich verzierte Kreuz zum Kusse dargeboten. Nun folgte großer Empfang auf der Präfectur, wo alle Ortsvorstände der umliegenden Bezirke in ihrer malerischen Nationaltracht erschienen. Dann kehrte das hohe Paar wieder zurück aufs Schiff. In eilender Hast stürzte die erregte Menge dem blumenbedeckten Wagen nach. Bürger und Bauern schwenkten ihre Pelzkappen, schrieen Hurrah, und das «Se treasca marüle Cor!» (Hoch leben Ew. Hoheiten!)

Von jetzt an begleiteten die rumänischen Dampfer den Franz Joseph. An jedem Ort längs der Donau erwarteten sie Deputationen. Ueberall war feierlicher Empfang. Manchmal mußte um der dichten Nebel willen die Fahrt unterbrochen werden. Dann näherten sich die Romania und der Stephan cel mare dem Franz Joseph. Das Musikcorps, welches sie an Bord hatten, spielte fröhliche Weisen, bis der Sonne Strahlen die feuchten Nebel wieder durchbrachen und man ruhig weiterziehen konnte. Sie kamen nach Giurgevo, der Hauptstadt des Districtes Vlaska. Umrauscht von den Klängen der Nationalhymne und dem Jauchzen des Volkes, begab sich das fürstliche Paar ans Land. Unter einer reich verzierten Ehrenpforte ward von den Abgeordneten des Districts Vlaska der Fürstin die Huldigung dargebracht. Die Stadt Giurgevo ersuchte sie, ein rumänisches Grundstück als ihr Eigenthum huldvoll annehmen zu wollen. Ein Achtergespann, von Postillonen in Nationaltracht geleitet, erwartete hier die Hoheiten. Zu beiden Seiten des

Wagens ritten Bauern in ihrem reichsten Costüm. In hoch erhobener Hand trug jeder von ihnen einen mit vergoldeten Aepfeln und Gewinden von Goldpapier schön geschmückten Tannenbaum. Es ist ein Wahrzeichen rumänischer Hochzeiten und darf bei solcher Festlichkeit nie fehlen. Nach rumänischer Art in rasender Eile jagte der fürstliche Wagen mit seinem malerischen Gefolge durch die beflaggten Straßen zum Bahnhof hin. Ungestüm und stürmisch jubelnd drängte das Volk ihnen nach. Im Bahnhofgebäude war abermaliger Empfang, zu dem sich auch der Pascha von Rustschuk mit seinen Beamten eingefunden hatte.

Ein Extrazug stand bereit. Es war das erste Stückchen Eisenbahn in rumänischen Landen, und es war zum ersten Mal, daß der Fürst die Strecke von Giurgevo nach Bukarest mit Dampfeskraft zurücklegte. Nun ging es durch die große wallachische Ebene. Ueberall auf dem Wege und auf den Stationen waren die Bewohner der Umgegend herbeigeeilt, ihr Herrscherpaar zu begrüßen.

Bei glühender Sommerhitze näherte sich der Zug um 1 Uhr Nachmittags den 25. November der Hauptstadt Rumäniens. Auf einer freien Anhöhe im Süden der Stadt ist der Bahnhof erbaut. Von hier aus überschaut man eine Landschaft voll orientalischer Schönheit. Bukarest liegt weit ausgebreitet zu beiden Seiten der Dimbovitza in wellenförmiger Thalsenkung. Man blickt hinab wie auf ein Meer von buntfarbigen Häusern. Zwischen Baumgruppen erglänzen in silbernem Schimmer

die bleigedeckten Kuppeln der 360 Kirchen. Sie alle hoch überragend steht auf einem Hügel inmitten der Stadt die weißgetünchte Metropolia. Am Tage des Einzuges waren ihre leuchtenden Kuppelthürme von einer Menge buntfarbiger Fahnen umweht. Aus dem Grün der Gärten erheben sich die Paläste der Bojaren mit ihren Bleidächern, Galerien, Bogengängen, Freitreppen und kleinen Säulchen, diesem bunten Gemisch byzantinischen Styls und türkischer Formen. In bläulichem Duft verschwindend sieht man weithin Haus an Haus sich reihen. Die dunkle Kette der Karpathen erhebt sich im Hintergrunde, steil abschließend mit dem schneebedeckten Gipfel des Bucegi. Wer zum ersten Mal in diese orientalische Welt hinabschaut, muß unwillkürlich von dem eigenthümlich phantastischen Anblick tief ergriffen werden. Fürstin Elisabeth, diese enthusiastische Künstlernatur, „war ganz außer sich vor Entzücken über das farbenprächtige Bild", das sich hier vor ihren Blicken entfaltete.

In der großen Halle des Bahnhofs hatte sich die Infanterie und die Nationalgarde mit ihren Fahnen und Musik aufgestellt. Sämmtliche Minister und Präfecten waren zum Empfange gegenwärtig. Cantacuzeno, der Bürgermeister von Bukarest, begrüßte die Hoheiten im Namen der Stadt mit dem üblichen Salz und Brod. Eine Deputation vornehmer Damen überreichte der Fürstin einen Blumenstrauß in goldenem mit Diamanten geschmücktem Halter. Vor dem Bahnhofe waren die Vertreter der Zünfte mit ihren Fahnen und Abzeichen auf-

gestellt, daneben zahlreiche Träger der goldgeschmückten Tannenbäume. Das Militär bildete Spalier bis in die Stadt hinein. Unabsehbar war die Menge der sonntäglich geschmückten Rumänen, welche sich auf den Straßen, Häusern und Balconen zusammengedrängt hatten, um ihre junge Fürstin beim Einzuge zu begrüßen.

Unter dem Donner der Kanonen, dem Glockengeläut sämmtlicher Kirchen, den Klängen der Nationalhymne, dem dumpfen Geräusch der präsentirten Gewehre und den begeisterten Jubelrufen des Volkes begab sich der von den Tannenbaumträgern eröffnete Zug zur Metropolia hinauf. Die zahlreiche Geistlichkeit empfing das Fürstenpaar vor den Thoren der Kirche. Da sah man den ehrwürdigen Metropoliten von Bukarest, Primas von Rumänien. In steifen Falten umgab ihn das goldgewirkte Gewand. Auf seinem Haupte trug er eine von kostbaren Edelsteinen strahlende Mitra und in der Hand den schlangenumwundenen Bischofsstab. Neben ihm stand der Metropolit von Jassy. In weitem Halbkreise die zwölf Bischöfe der verschiedenen Diöcesen, lauter prachtvolle Gestalten mit langen Bärten und Gewändern von Goldbrocat. Weiterhin ordnete sich die Schaar niederer Geistlichkeit. Durch eine für diese Feier errichtete Halle betraten die Hoheiten den vom hohen Kuppelthurm überwölbten Hauptraum der Kirche, wo sie vor zwei reichgeschnitzten Thronsesseln Platz nahmen. Der Priesterchor hatte das Te Deum angestimmt. Weihevoll verlas der Metropolit das für den festlichen Tag gewählte Evan-

gelium, und in lautloser Stille folgte die Gemeinde den Worten der heiligen Schrift. Noch einmal ertönte der Lobgesang, dann stieg Fürst Karl mit seiner Gemahlin die Stufen des Thrones hinab, schritt zum Ikonostas, dem Hauptaltar, und trat vor die Metropoliten, die ihnen das Kreuz und das Evangelienbuch zum Kusse darreichten. Die hohen Wachskerzen und die ewigen Lampen vor den Bildern der Heiligen vermochten nur ein gedämpftes Licht durch den weiten Raum der Kirche zu verbreiten. Aber die Sonne schien durch die kleinen Rundbogenfenster der Absiden und beleuchtete magisch diese bedeutungsvolle und pomphafte Scene, in welcher das jugendliche deutsche Herrscherpaar von der feierlichen Pracht des orientalischen Priesterthums umgeben und gleichsam eingeweiht war.

Die kirchliche Ceremonie war beendet. Dem Eingange der Kirche gegenüber sah man eine auf hohen Stufen errichtete Estrada. Unter faltenreichem Purpurhimmel standen dort die beiden Thronsessel. Zu Ehren des Tages hatten 40 junge Paare vom Fürsten Carol ihre Ausstattung erhalten und sollten heute getraut werden. In der grünen Halle, zu beiden Seiten des Weges, welchen die Hoheiten durchschreiten mußten, standen die braunäugigen Mädchen in ihrem vollen Brautschmuck, das üppig schwarze Haar ganz überdeckt von tief herabhängenden Goldfäden, diesem Kennzeichen der wallachischen Braut. Durch die Geistlichkeit, Minister, Hofdamen, Cavaliere, Senatoren, Deputirte, das diplo-

matische Corps u. s. w. wurde das Fürstenpaar in langem Zuge zu den Thronsesseln hinaufgeleitet. Auf rothsammetnem Kissen ward ihnen hier die Trauungsurkunde überreicht und durch ihre Unterschrift beglaubigt. Mit weithin vernehmbarer Stimme hielt Fürst Karl noch eine kurze Rede an seine Unterthanen, dann verkündete Glockengeläut und Kanonendonner dem rumänischen Volke, daß der Bürgermeister von Bukarest die Vermählungsurkunde in die Register der Stadt eingetragen hatte.

Jetzt erschallte Militärmusik und es ordnete sich der Zug der Wagen, die langsam durch das jauchzende, jubelnde Volk den Weg zum Schlosse hinabfuhren. Unendlich mannigfaltig war die zusammengeströmte Menge. Im höchsten Glanz schimmerten die Nationaltrachten, die bei der Bevölkerung Rumäniens sich noch rein und urwüchsig erhalten haben. Zu stimmungsvollem Bilde schaarten sich die typisch schönen Weiber in ihren glitzernden Oberhemden, ihren mit Stickereien und Metallplättchen überdeckten Wulniks oder Schürzen, ihren Schleiern und Sandalen. Dazu die Männer mit der runden Pudelmütze über den schwarzen Augen, die braunen Gesichter von langen, leicht gelockten Haarsträhnen eingerahmt, um die Schultern eine mit Blumen und geometrischen Figuren gestickte Jacke aus Schafpelz, darunter das mit schlichter Kunst verzierte lange Gewand. Und zwischen diesen malerischen Gestalten sah man pelzverbrämte wallachische Juden und in nothdürftig zusammengeflickte Lumpen gekleidete Bettler.

Sie gaben der Scenerie einen Lokalton von unbeschreiblicher Wirkung. Mit gespannter Neugier hingen alle Blicke auf der lieblichen Erscheinung ihrer jungen Fürstin.

Im Thronsaal des Palastes überreichte eine Deputation von Damen aus Bukarest der Fürstin Elisabeth das Geschenk der Stadt. Es bestand in einem kostbaren Diadem von Perlen und Diamanten und dem wunderschön und kunstvoll gestickten Nationalcostüm. Hiermit war der officielle Empfang vorüber.

Als es zu dunkeln begann, erglänzten die Häuser von Bukarest in hellem vielfarbigem Lichte. Musikbanden zogen mit Fackelschein vor das Schloß und eine fröhliche Volksmenge wogte durch die Straßen der Stadt. Am Abend war Festtheater. Man hatte eine Dichtung mit allegorischen Beziehungen auf das fürstliche Paar in Scene gesetzt und eine besondere Oda da Elisabeta gedichtet. Ueberall wurden die Hoheiten jubelnd empfangen. So endete der festliche Tag, der, vom schönsten Wetter begünstigt, auch nicht durch die leiseste Disharmonie getrübt worden war.

Beim Abschied aus der Heimath hatte man der Fürstin zugerufen: „Es möge der Einzug in das Land auch ein Einzug in die Herzen des Volkes werden". Und wie reich ist dieser ahnungsvoll ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gegangen. Durch die Natürlichkeit und das liebevolle Entgegenkommen ihres Wesens, durch ihre Stimme und die Anmuth ihrer äußeren Erscheinung gewann Fürstin Elisabeth bei ihrer Ankunft in Rumänien

gleich wie im Fluge alle Herzen. Das sehnsuchtsvoll harrende Volk fühlte unwillkürlich, daß es hier einer Frau gegenüber stand, die seine Noth verstehen und lindern würde. Und es hat sich nicht getäuscht, denn Fürstin Elisabeth ist ihrem Rumänien eine Landesmutter geworden im schönsten und umfassendsten Sinne des Wortes.

Mutterglück und Schmerz.

Mit Krankheit hatte die Fürstin das Leben in der neuen Heimath begonnen. Trotz des schon sehr peinlichen Unwohlseins vermochte sie noch durch die große Energie ihres Willens alle ermüdenden Empfangsfeierlichkeiten zu überwinden. Am 3. Tage nach dem Einzuge waren die Masern bei ihr ausgebrochen, doch zum Glück nur leicht und bald vorübergehend. Nach der großen Gemüthsbewegung in letzter Zeit konnte die unfreiwillige Ruhe nur heilsam wirken. Wie glücklich sich die Fürstin damals in ihren neuen Verhältnissen fühlte, verräth uns ein kleines Gedicht aus dem Tagebuch unter dem Datum Bukarest, den 12. December 1869:

Ein Jubellied aus frohem Munde,
Das schwingt sich auf zum Himmelszelt,
Es trägt wie Lerchensang die Kunde
Empor: „Wie schön ist doch die Welt!“

Nach der Genesung galt die erste Spazierfahrt dem zehn Minuten von Bukarest hochgelegenen Cotroceni. Es ist ein von dichtem Waldpark umgebenes altes Kloster, das sich der Fürst zur Sommerresidenz hat herrichten lassen. Nahe dabei sieht man über der Masse grüner Bäume den Strauß silberglänzender Kuppeln des asyle Hélène, einer Erziehungsanstalt für verwaiste Mädchen. Auch von dieser Höhe ist der Blick auf Bukarest sehr schön. Man ist hier der Stadt näher gerückt als am Bahnhof, und kann in das Leben der mit Eichenbohlen gepflasterten Straße hinabschauen. Da sieht man Frauen in ihrer blüthenweißen Wäsche und gestickten Kleidung eifrig die zwischen Prunkpalästen liegenden, schindelgedeckten Hütten weiß tünchen, die Fenster roth und blau bemalen. Unter den Weiden und Erlen am Ufer der Dimbovitza liegen prachtvolle Büffel in träger Ruhe tief im Schlamm oder dem Grün der Bäume versunken. Nur die ausdrucksvollen Köpfe mit den riesigen Hörnern sind noch sichtbar. Dazwischen rasen Wagen vorüber mit 8, oft auch mit 12 kleinen Pferdchen bespannt. Der halbwüchsige Knabe lenkt sie mit einer Hand. Seine kühne Adlernase, der feurige Blick und die flott seitwärts gestülpte Pelzmütze lassen in ihm gleich den tollkühnen Burschen vermuthen, der vor keiner Gefahr zurückschrecken wird. Carmen Sylva hat in dem Gedicht „die Post" diese Charaktereigenthümlichkeit der rumänischen Rosselenker höchst lebensvoll geschildert. Auf Schritt und Tritt begegnen wir lauter malerischen

Motiven. In solcher Umgebung gestaltet sich jeder Vorgang zum Bilde, zumal bei der Gluth orientalischer Sonnenuntergänge, wo die Farben überaus harmonisch zusammenwirken.

Nun begann für die Fürstin das Leben der Pflichten, die ihre hohe Stellung mit sich brachte. Im Scherz hatte sie einst gesagt: „Nur in Rumänien giebt es noch etwas zu thun". Jetzt stand sie in Wahrheit vor der erwünschten Aufgabe. Ein weites gänzlich unbebautes Arbeitsfeld lag vor ihr. Es galt zuerst den fremden Boden und seine brauchbaren Kräfte kennen zu lernen. Dazu waren allerdings die Massenaudienzen nicht geeignet. Darum hatte Fürstin Elisabeth die Einrichtung getroffen, daß jede der angemeldeten Damen einzeln von ihr empfangen wurde. Vorurtheilsfrei in ungewöhnlichem Maße, lernte sie nun die Menschen in ihrem vollen Werthe verstehen und sich tief hineindenken in ihr innerstes Wesen. „Es war mir zu unangenehm", sagte sie, „bei den Audienzen etwas auszusprechen, was ich nicht wirklich fühlte. Um nicht zu lügen, habe ich mich bemüht, das Interesse zu empfinden, das ich zeigte. Jeder Mensch bedarf ja des Mitgefühls. Jetzt interessiren mich alle Menschen, und ich finde sie auch alle interessant. Nun langweilen mich die Audienzen nicht mehr. Im Gegentheil, ich freue mich ihrer. Das Geringste, was man thut, muß man ganz thun, wenn es gelingen soll; das Geringste, was man ist, muß man ganz sein, wenn man überhaupt etwas sein will."

Das Jahr 1870 brachte in seinem Beginn gar

mancherlei Sorge. In der Verwaltung des Landes gab es Kämpfe und Verwickelungen ohne Ende. Der deutsch-französische Krieg war ausgebrochen, Fürst Wilhelm zu Wied seiner patriotischen Pflicht gefolgt und bei der Mobilmachung dem 11. Armeecorps als Generalstabs-officier zugetheilt worden. Die Fürstin Mutter, die Braut und die Schwester bangten um sein Leben. Unverwundet war er aus den Schlachten hervorgegangen und zum Zeichen seiner Tapferkeit mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden. Am 7. September erhielt Fürstin Elisabeth aus Sedan noch einen Brief des Fürsten Wilhelm mit der Siegesnachricht.

Tages darauf in der Mittagsstunde des 8. September 1870 verkündeten 21 Kanonenschüsse den Bewohnern von Bukarest, daß ihrem Fürstenpaar eine Tochter geboren sei. Wenige Stunden später erschien der Metropolit in vollem Ornat. Er überdeckte die Mutter und das Kind in der Wiege mit der heiligen Ikona, segnete sie mit dem geweihten Wasser und sprach die üblichen Gebete. Die neugeborne Prinzessin ward griechisch-orthodox getauft und erhielt den Namen „Maria“. Großer Jubel durchbrauste das Land bei der Kunde dieses Ereignisses. „Gott segne die neue Bürgerin Rumäniens und lasse sie wachsen und gedeihen zur Freude ihrer Eltern und zum Wohle ihres Landes“, so riefen viele tausende von Menschen. Fortan wurde die kleine Fürstentochter fast die wichtigste Person in ganz Rumänien; jedermann nahm lebhaften Antheil an ihrem Ergehen,

sie war gleichsam allgemeines Eigenthum, denn sie war die „Eingeborene".

Mit leidenschaftlicher Innigkeit umgab Fürstin Elisabeth das geliebte Kind. Ihr ganzes Wesen war durchströmt von den wunderbar heiligen Gefühlen des Mutterglückes. „Die Strahlenaugen ihres Kindes verklärten die sie umgebende Welt. Jedes fremde Leid empfand sie jetzt um so tiefer, jedes Glück schien nur der Abglanz eigener Jubelstimmung." In Erinnerung an diese Zeit schrieb sie später in ihr Tagebuch.

Mutter.

Der schönste Nam' im Erdenrund,
Das schönste Wort im Menschenmund
Ist: Mutter!
Ja, keines ist so tief und weich,
So ungelehrt, gedankenreich
Als: Mutter!

Und hat es wohl so große Macht,
Weil es von Kinderlippen lacht:
O Mutter!
Weil es aus Kinderaugen winkt,
Weil es in Kinderherzen singt:
Die Mutter!

Ja, wem auch dieses Wort erklang,
Hat hohe Würde lebenslang,
Als Mutter!
Und die's besessen und entbehrt,
Der ist das Erdenglück verwehrt,
Der Mutter!

den 23. April 1875.

Weiter finden wir noch ein Gedicht mit der Ueberschrift:

Altes und neues Heim.

In Monrepos ist manch ein Grab
Im Walde und im Herzen.
So viel', die ich geliebet hab'
Und dann beweint mit Schmerzen.

In Monrepos, da ward ich sein,
Ja sein mit Leib und Seele,
Gott hat's gewollt, er führt' ihn ein,
Daß er zur Frau mich wähle!

Dies alles hat der stille Wald
So ernst mit angesehen,
Doch Eines, Eines hat das alt'
Lieb' Heim doch nicht gesehen!

In neuer Heimath tönte mir
Des Kindes Schrei zum Herzen,
Da war in Eins vereinigt schier
Glück, Freude, Lieb' und Schmerzen!

Als die kleine Prinzessin, die sich später nur „Itty" nannte, zum erstenmal „Mutter" sagte, schrieb die Fürstin:

Ein Wort.

Ihr Menschen! ich bin Mutter!
Ihr Lüfte, weht's hinaus!
Mein Kindchen sagte: „Mutter!"
Ihr Vögel, plaudert's aus!

Ich bin ganz toll und thöricht
Heut' vor Glückseligkeit,
Das Herz hüpft in den Mund mir
Und lacht die ganze Zeit!

Du liebe deutsche Sprache,
Hast solch ein schönes Wort,
Und alle Tage kann ich
Es hören immerfort!

Während nun das Kleinod des fürstlichen Hauses in der Kinderstube wuchs und gedieh, war viel Unruhe im Lande. Die Stroußberg'sche Eisenbahn-Angelegenheit bereitete dem Fürsten die peinlichsten Verlegenheiten. Er setzte alles daran, um sie im Interesse Rumäniens zu ordnen. Eine Ministerkrisis zwang ihn das Cabinet aufzulösen. Es gab einen Volksauflauf in Bukarest. Der Fürst wollte abdanken, doch seine immer gleiche Ruhe und Gelassenheit imponirte den leidenschaftlich erregten heißblütigen Männern Rumäniens; es legten sich allmählich die hochgehenden Wogen des politischen Lebens, und die Arbeit im Lande ging ihren stillen Gang weiter fort.

Indessen studirte Fürstin Elisabeth eifrig die rumänische Sprache. Durch ihre Kenntniß des Lateinischen und Italienischen besaß sie eine gute Grundlage für das Idiom des Landes und überwand leicht alle Schwierigkeiten. Jetzt beherrscht sie vollkommen das Rumänische. Mit einem Anflug von Stolz versichern die Rumänen, daß ihre Königin es sogar besser spreche als sie selbst, weil sie ihre Sätze mit besonderer Zierlichkeit bildet. Im Jahre 1871 wurde der erste Armenverein von ihr gegründet, bald darauf auch eine Gesellschaft zur Uebersetzung von Kinderbüchern. „Es giebt absolut keine rumänischen Schul- und Volksbücher", heißt es im Briefe an die Fürstin Mutter. „Für diese will ich sorgen. Ich habe bereits meine besten französischen Kinderbücher unter die jungen Damen vertheilt, habe auch schon mehrere

Herrn dafür gewonnen. Der Dichter Alexandri will die Uebersetzungen kritisiren und corrigiren, dann sollen sie einem raschen und billigen Drucke übergeben werden. Auf diese Weise wird auch die Sprache etwas fixirt, und die Jugend, die ihre eigene Muttersprache nicht ordentlich reden kann, wird sie ganz prächtig lernen. Es ist merkwürdig, mit welchem Eifer die Leute diese Idee aufgreifen. Sie sehen darin eine Rettung gegen die revolutionäre Jugend, die von nichts anderem redet als von Politik. Das reizt hier überhaupt die Gemüther in so hohem Maße, daß sie gar keine anderen Interessen haben, Männer, Frauen und selbst Kinder, — als Politik. General Florescu ist am eifrigsten dabei und meint, wenn ich mehr und mehr Menschen hineinzöge, würde die Sache einen vortheilhaften Einfluß auf die Gesellschaft ausüben. Auch das Musiciren und Theaterspielen erweckt edlere Ambitionen. — Armenverein, Uebersetzungsverein, Unterrichtsverein! Das Ding bekommt allmählich Hand und Fuß."

Im April 1871 begab sich der Fürst mit seiner Gemahlin durch die Moldau nach Jassy, damit sie auch diesen Theil ihres Landes kennen lernte. Die Reise glich einem Triumphzuge. Ueberall war der Empfang glänzend und herzlich. An allen größern Stationen wurden Deputationen und zahlreiche Bittschriften empfangen, das übliche Salz und Brod überreicht und ein Te Deum in der Kirche gehört. „Ein solcher Jubel läßt sich kaum denken, wie er hier aus tausenden von

Kehlen und eisernen Schlünden ertönte. In Jassy war die Zeit ausgefüllt mit Audienzen, Besuchen in Kirchen und Schulen, Ausflügen in die Klöster der bergigen Umgegend u. s. w. „Es ging wie ein Rausch von Begeisterung und Freudenbezeugungen durch die ganze Bevölkerung." Nach der Rückkehr schreibt die Fürstin ihrer Mutter: „Was sage ich Dir nur von den herrlichen Gegenden, durch die wir gefahren, mit acht Pferdchen, mit knallenden jauchzenden Postillonen, von drei- bis vierhundert Bauern zu Pferde ventre à terre begleitet in fliegenden weißen Mänteln von Ziegenfell, mit hohen weißen Pelzmützen! Was sage ich Dir von den netten Menschen in der Moldau und von dem stolzen Gefühl, auf jeder Eisenbahn, auf jeder Straße, jeder Brücke von meinem Manne zu hören «das habe ich gemacht», und dann immer weiter zu jagen wie das wilde Heer! Und hier, nachdem Tausende uns begrüßt, das liebste von all den Tausenden gesund und blühend in den Armen zu halten!" Klingt nicht lauter Glück und Jubel aus jedem Wort hervor? Und nun wurde noch die Ankunft der Fürstin Mutter erwartet, eine Freude, welcher Fürstin Elisabeth und ihr Gemahl mit steigender Ungeduld entgegensahen. Im Juli 1871 hatte die Vermählung des Fürsten Wilhelm im Haag stattgefunden. Wenige Wochen später besuchte die Fürstin Mutter zum ersten Mal ihre Kinder in Bukarest, nahm sie das erste Enkelchen auf ihre Arme. Heller Sonnenschein erfüllte Haus und Herzen.

Für die Gesundheit der kleinen Prinzessin war es

wünschenswerth, den Sommer über mit ihr in Gebirgs- und Waldluft zu verbringen. Es ist das einzige Mittel gegen die tückischen Angriffe des Fiebers, dem früher oder später jedermann in der rumänischen Ebene unterworfen ist. Von nun an ward die Sommerresidenz des Fürsten in die Karpathen verlegt. Dort stand im Thal der Prahova, 2900′ hoch auf vorspringendem Felsberg das alte Kloster Sinaia. Ein Fürst Cantacuzène hatte es dem Gotteshause auf dem Berge Sinai nachgebaut und nachbenannt. Es diente bisher als Hospiz für die vielen Karawanen von Ochsenfuhrwerken, die mit Kukuruz beladen, Tag und Nacht in fast ununterbrochener Reihe über den Gebirgspaß nach Siebenbürgen zogen. Hinter dem Kloster thürmten sich die Berghäupter der Karpathen in zum Theil abenteuerlichen Formen. Carmen Sylva's dichtendes Wort hat sie mit poetischen Sagen belebt. Da ist zuerst der Virful cu Dor (Sehnsuchtsgipfel), dann Furnica, Piatra arsa, die beiden Jipi, welche sich wie zwei Riesenzähne in die Luft erheben. Zwischen ihnen stürzt in betäubendem Wasserfall die Urlatoare (die Heulende) zu Thal und tobt Bahn brechend zur Prahova hinab; dann der Omul, der Caraiman (8090′), dunkel und drohend mit seinen gewaltigen Felsen. Es sind lauter Namen, die uns durch das Büchlein „Aus Carmen Sylva's Königreich" lieb und bekannt geworden sind. Hohe, waldgekrönte Ausläufer des Gebirgsstockes ziehen sich zur Ebene hinab. An ihrem Fuß sind sie mit Eichen und Buchen, auf den Höhen mit Tannen

bestanden. Vom Kloster aus gelangt man gleich in eine Waldeinsamkeit, wie sie schöner sich nicht träumen läßt. Riesengroß ragen die uralten Bäume zum Himmel empor. Fällt einer von ihnen durch die Last der Jahre, so läßt man ihn am Boden liegen, bis er, von Moos und Schlingpflanzen überwuchert, das urwäldliche Bild vervollständigt, und junge Bäume aus dem modernden Stamme emporschießen. Orchideen und Farrenkräuter in ungewöhnlicher Höhe und den verschiedensten Abarten entzücken den Naturfreund. — In dieser unendlich üppigen Vegetation ist jeder Fußbreit Landes Mannigfaltigkeit und man möchte fast sagen „Waldgeschichte". Auf den Gipfeln der Vorberge findet man die schönste Alpenflora, findet man Edelweiß und Almenrausch. Unweit des Klosters stürzt auch der Pelesch in tosenden Wasserfällen vom Bucegi zur Ebene hinab, „so wild, so ungestüm, als wollte er die ganze Welt durchstürmen. In ewig neuen Massen spendet er seine schaumigen Wellen", wendet sich bald hier- bald dorthin und hat oft im wilden Uebermuth gewaltige Verheerungen angerichtet. Es ist ein schönes und wechselvolles Bild von steilen Bergen, schattigen Thälern und tosenden Waldbächen.

Dem Wanderer leuchten schon von Ferne die weißen Mauern des Klosters entgegen. Der einstöckige Bau ist von sehr bescheidenen Verhältnissen und umgiebt den schmucklosen quadratischen Klosterhof, in dessen Mitte das Kirchlein steht. Die Wohngebäude sind mit hölzernen Arkaden verziert und auf den Außenmauern sieht man

noch alte byzantinische Malereien. Dreißig Mönche, echte Typen orientalischer Geistlichkeit, genießen hier in friedlicher Ruhe den Segen der frommen Stiftung. Mit ihnen hatte sich nun der Fürst in die bescheidenen Räumlichkeiten getheilt. Um sie zu diesem Zwecke einigermaßen bewohnbar zu machen, waren dem Hauptgebäude leichte Baulichkeiten von Tannenholz angefügt. Sähe man nicht das rumänische Banner sich über dem Hauptportal entfalten und die Schildwachen unter den geschnitzten Altanen auf und nieder gehen, so dürfte man hinter diesen Mauern eher ein Künstlerheim als eine fürstliche Residenz vermuthen. Wir können uns kaum einen Begriff davon machen, mit welcher Einfachheit und Genügsamkeit das Fürstenpaar hier Jahre hindurch die größten Unbequemlichkeiten ertrug. So hörte z. B. die Fürstin in ihrem Toilettezimmer das Ticken der Uhr in der benachbarten Zelle eines alten Mönches. Die Klosterbrüder speisten im Refectorium, die Fürsten in einem zum Speisesaal eingerichteten Gange. Anfangs wurden von Kronstadt her nur zweimal in der Woche die Victualien gebracht. Doch keine Entbehrung schien hier der Rede werth, denn in Sinaia wie in Monrepos genoß man Wald, Luft und Freiheit, diese drei Lebenselemente der fürstlichen Frau.

Noch höher ins Thal hinauf ließ der Fürst im Schatten hoher Bäume ein Forsthaus erbauen und mit einfachen Gartenanlagen umgeben. Unter dem Dach hat sich die Fürstin ein winzig kleines Stübchen künstlerisch

eingerichtet. Durch bunte Scheiben schaut man auf die Gruppen der hundertjährigen Riesentannen. Ein einfaches Pult, mit Tuch überzogen, ein paar Stühle und ein niedriger Tisch, mit Büchern, Pinsel und Farben schwer beladen, bildet die ganze Ausstattung. Es ist der Fürstin Heiligthum, in das sie sich zurückzieht, wenn der große Strom der Gäste, die unaufhörlich nach Sinaia pilgern, sie ermüdet hat. Dort malt, schreibt und dichtet sie.

Gelehrte, Musiker und Maler werden vielfach nach Sinaia eingeladen, verleben idyllische Zeiten und sind oft Wochen hindurch Gäste des fürstlichen Paares. Der Verkehr mit bedeutenden Männern, mögen es nun Künstler, Gelehrte oder Techniker sein, bildet den Hauptgenuß des Fürsten und seiner Gemahlin. Sie lieben es, in die Werkstatt der Gedanken hineinzublicken, und haben tiefe Achtung vor dem Ernst der Arbeit in Kunst und Wissenschaft. Ungezwungene Heiterkeit herrscht in diesem Kreise. In fröhlicher Jugendlust wird von der Fürstin oft schon zum ersten Frühstück ein eben vollendetes, durch die Tagesbeziehungen oder Gespräche hervorgerufenes Gedicht der Gesellschaft vorgelesen. Zu Mittag sind die beschwingten Worte vom Musiker bereits fertig componirt der Fürstin überreicht, als Duo, Trio oder Quartett je nach den Stimmen, über die man zu verfügen hat. Abends werden diese neuen Schöpfungen gleich frisch weg vom Blatt gesungen und die Jugend beschließt den Tag mit Tanz und Spiel.

Bei schönem Wetter werden Fußtouren und Kletter-

partien unternommen. Umrauscht von den Wellen des nie rastenden Pelesch, wandert man auf grasigen Pfaden den steilansteigenden Buchenwald hinauf. In kurzer bequemer Bergtracht, den Hut am Arm, eilt die Fürstin der muntern Gesellschaft voraus. In Wald und Berg ist sie zu Hause. Da ist ihres Geistes Königreich. Da ist ihre Phantasie eingebürgert! — Unter den Bäumen des Forsthauses entstand auch folgendes Lied, den 12. September 1873.

Meine Freunde.

Wir wohnten beisammen am grünen Rhein,
Der Wald und ich und die Lieder mein,
Wir waren gar treue Gesellen.
Und was wir gesungen, geträumt und gedacht,
Das sagten wir leis in der Mondscheinnacht
Ganz heimlich den silbernen Wellen.

Doch einst mußt' ich zieh'n in die Welt hinaus.
Ich sollte mir bauen mein eigenes Haus
Im Osten in schimmernder Weite.
Ihr Freunde, ich sag' euch für immer Ade,
Wie thut mir das Scheiden, das Scheiden so weh!
Giebt keiner von euch mir's Geleite?

Da schüttelt das Haupt wohl der Rhein und der Wald:
Wir sind zum Wandern schon lange zu alt,
Wie sehr wir dir auch gewogen!
Doch als ich trat in mein neues Heim,
Erklang mir gar fröhlich wohl Reim auf Reim.
Die Lieder sind mit mir gezogen!

Um die Industrie des Landes zu heben, beschloß Fürstin Elisabeth während des Sommeraufenthalts in

den Karpathen die rumänische Nationaltracht anzulegen. Der Hof und alle hoffähigen Damen folgten dem Wunsch und Beispiel ihrer Herrscherin. Man wähnt sich in ein Zaubermärchen versetzt, wenn uns plötzlich, mitten in der bergigen Wildniß, am stürzenden Waldbach, unter den himmelhohen Tannen und Buchen, eine Schaar reizender Frauen- und Mädchengestalten erscheint in schimmernden, farbenprächtigen Gewändern. Die zierlichen Stickereien von Gold und Flittern, die im Sonnenschein flimmern und glänzen, der goldne Kopfschmuck, die duftigen lang herabfallenden, malerisch um Kopf und Hals geschlungenen Schleier, die ganze Tracht dieser orientalischen Erscheinungen hat für uns eine besondere Anziehungskraft durch die südländische Lebendigkeit der rumänischen Damen.

Für ihre Hofdamen hat Fürstin Elisabeth eine wahrhaft mütterliche Liebe und Sorge und führt mit ihnen ein ganz patriarchalisches Familienleben. Sie liebt vorzugsweise die Jugend um sich zu versammeln. Es werden immer mehrere junge Mädchen auf etliche Wochen nach Sinaia eingeladen, wo sie mit theilnehmen dürfen an dem Arbeitsleben ihrer Herrin. Sie kann es nicht vertragen, wenn jemand müßig dasitzt. Um sie her muß alle Welt „stets in schwirrender Thätigkeit" sein. Der Name „Wirbelwind" konnte ihr noch in späterer Zeit von einer Verwandten scherzend zugerufen werden. — Hier wird nun gemeinschaftlich geschrieben, gelesen, musicirt, gedichtet, gemalt und gestickt. Sie sucht in den

jugendlichen Gemüthern auch den Sinn für Naturschönheit zu pflegen, die Spaziergänge durch anregende Gespräche zu beleben. Unermüdlich im Streben die geistigen Interessen ihres Volkes neu zu erwecken, hofft sie auf diese Weise einen ernstern Grund in die Gewohnheit der Oberflächlichkeit zu legen und den Müttern des kommenden Geschlechts eine idealere Richtung zu geben. Es ist ein eigenthümlich lieblicher Anblick, wenn die Fürstin in der kleidsamen Tracht des Landes unter den Bäumen im Sessel sitzt und auf Polstern oder an der Erde, oft dicht an sie geschmiegt, die jungen Mädchen um sie her gelagert sind. Entweder liest sie ihnen etwas vor oder bespricht mit ihrer jungen Schaar eine wohlthätige Einrichtung für das Land, auch wohl mitunter den Plan neuer poetischer Arbeit. Da sieht man in schöne braune Augen, die voll Freude und Bewunderung zur geliebten „Doamna Elisabeta“ emporblicken und mit harmloser Offenheit gar lebhaft ihre Empfindungen äußern. Man hat die Fürstin mit den Frauen des Mittelalters verglichen und Anne de Bretagne genannt. Auch sie ist ihren Frauen und Jungfrauen ein leuchtendes Beispiel echter Bildung und Weiblichkeit.

In diesem fröhlichen Kreise entwickelte sich die kleine Prinzessin Marie so lieblich und so eigenartig gedankenvoll wie ihre begabte Mutter. Sie war, wie es in Carmen Sylva's Märchen heißt, „ein Sonnenkind, ausgestattet mit aller Anmuth und allem Liebreiz“. „Als Gefährten und Gespielen waren ihr das Glück und die Liebe zu-

gesellt. Damals war auf Erden viel Freude und Seligkeit und keine Feder könnte beschreiben, kein Pinsel könnte malen, wie herrlich es gewesen. Es war ein ewiger Maientag, und die hehre Mutter sah von ferne ihrer Tochter heitern Spielen zu und segnete die Erde, auf der ihr Kind so fröhlich war!"

Die glückliche Zeit in Waldluft und Bergeseinsamkeit verging nur zu rasch. Von neuem begann wiederum das Leben in der Hauptstadt mit seinen wechselnden Anforderungen; aber die freudige Stimmung blieb. Das tönt auch hervor aus einem Briefe vom 9. Januar 1872, in welchem die Fürstin ihrer Mutter schreibt: „Man spricht von einem costümirten Balle. Mich amüsirt es ganz ungeheuer, denn ich habe noch nie so etwas gesehen und stelle es mir so reizend vor wie ein Feenmärchen. Wir wollen durchaus noch einmal jung sein und Mummenschanz treiben wie die Kinder. Mir macht es besonderes Vergnügen, daß ich zeigen kann, ich bin nicht immer Puritanerin und kann auch «chiffons» sprechen, wenn es gilt, etwas Schönes darzustellen. Eine Menge Leute wenden sich an mich für Rathschläge, weil sie wissen, daß Karl Schätze von alten Büchern hat." „Das stille Lesen in der Frühe macht mir die Zersplitterung des Tages erträglich. Darum opfere ich die Stunden auch nicht der Correspondenz, da ich mich doch einmal nähren muß, um andere später mit guten Rathschlägen, schlechtem Rumänisch, Costümstudien und Conversation zu regaliren."

Viel Unwohlsein und fortwährendes Fieber hatten

die Fürstin allmählich so vollständig entkräftet, daß eine Luftveränderung zur Nothwendigkeit wurde. Mitte März mußte sie allein, ohne Mann und Kind, mit ihrem Gefolge nach Italien abreisen. In Rom sollte sie mit Verwandten zusammentreffen. Unter dem tausendstimmigen Rufe «Intorceti sanatòse!» (kehre gesund zurück!) hatte sie ihr Land verlassen. Kräftig und blühend kehrte sie im Mai zurück. Der Fürst war ihr entgegengefahren und begrüßte sie auf der Donau. „Das war ein romantisches Wiedersehen! Ich auf dem Stephan, Karl auf der Romania, ganz bewimpelt und beflaggt. Im leuchtenden Sonnenschein flogen wir einander entgegen. Jeder von uns auf dem Radkasten ausschauend, wann das ersehnte Schiff sich zeigen würde. — Das Kind sah ich erst zwei Tage später in Comana. Es ist reizend geworden! Du kannst Dir das liebliche zärtliche Geschöpfchen gar nicht vorstellen. Wenn sie jemanden umarmt, sagt sie gleich: «Alle glücklich machen» und umarmt dann alle Anwesenden. Es ist leicht zu erziehen, weil es selbst so außer sich ist, wenn es etwas Dummes macht, daß man es trösten muß." „Sobald man an ihr Herz appellirt, schwindet jeder Eigensinn und jede Unlust. Es ist auch ein so verständiges und geduldiges Kindchen. Ihre blauen Augen haben einen tiefen durchdringenden Blick. Was für Gedanken werden wohl hinter dieser gewölbten Stirne wohnen, die so vielversprechend aussieht?" „Ich denke, so lange die Welt steht, wird Mutterliebe und Mutterglück dasselbe sein und für alle Mühe und Drangsale

dieses Lebens entschädigen." „Doch Erdenglück muß sehr zart behandelt werden! Es ist zerbrechlich!"

Die Fürstin Mutter zu Wied lebte mit Fräulein Lavater nicht mehr in Monrepos. Dort war das junge Fürstenpaar eingekehrt. Nur zehn Minuten davon entfernt, fast auf gleicher Höhe, ließ sich die Fürstin ein eigenes Schlößchen erbauen, waldumgeben, mit weitem Blick auf den Rhein, die Berge, Dörfer und Städte. Nach dem am Fuße des Berges liegenden Segendorf ward es „Segenhaus" genannt. Durch die still waltende Liebe, durch das theilnehmende und thatkräftige Verständniß der Fürstin für leidende und hülfsbedürftige Menschen ist das Schlößchen gar bald für alle, die seine gastliche Schwelle überschreiten, zu einem wahren „Segenhaus" geworden. Auch der Strom geistigen Lebens ist mit ihr in das neue Heim eingezogen. — Dorthin reiste Fürstin Elisabeth mit ihrem Töchterchen im Sommer 1873. Es war das erste Mal nach ihrer Verheirathung, daß sie die deutsche Heimath wiedersah. Ungetrübte, glückerfüllte Wochen verbrachte sie mit der Mutter, den Geschwistern und den lieben alten Freunden in Stadt und Land. Bei ihr müssen wir noch hinzufügen: „und in Wald und Flur". „Monrepos! Monrepos! Der Wald lacht und rauscht und duftet mir entgegen, und viele frohe Gesichter blicken mich draus an! Ja! Monrepos, das war mein Paradies!" Sie durchlebte wieder ihre „ganze Kinder- und Jugendzeit mit all den stürmischen Freuden und tiefen Schmerzen, heißen Kämpfen und stillem Frieden.

Ja! Das Glück ist nicht in einem ewig lachenden Himmel zu suchen, sondern eben in ganz feinen Kleinigkeiten, aus denen wir unser Leben selbst zurechtzimmern." Mit gerechtem Mutterstolz konnte sie auf das blondköpfige rosige Töchterchen blicken, das auch hier gleich der Mittelpunkt aller Liebe wurde. Auf der Fahrt zwischen Mainz und Neuwied hatte das Kind beständig gefragt: „Ist das Mama ihr Rhein?" Aber die kleine Prinzessin Marie hatte trotz ihres zarten Alters schon eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Lande, in dem sie das Licht der Welt erblickt. Wiederholt verlangte sie zurück in die ferne Heimath, und wurde fast krank vor Heimweh. Auf der ganzen Reise bat sie immer: „nach Hause, nach Hause fahren!" Als in Wien die rumänischen Studenten an den Bahnhof kamen, rief sie ihnen auf rumänisch zu: „Ich gehe nach Hause, nach Bukarest mit acht Pferden."

Bei der Rückkehr nach Rumänien ward wieder das alte romantische Kloster Sinaia bezogen. In Bukarest herrschten Typhus und Scharlach. Voll Besorgniß schreibt die Fürstin: „In Bukarest ist der Gesundheitszustand so schlecht, daß ich mit Zittern und Zagen hinunterziehen werde. Typhus und Angina halten trostloses Regiment. Die Diphtheritis hat eine Menge Kinder ergriffen. Sie sterben in wenigen Stunden." „Manchmal wird man so traurig und bange wie ein dunkler Herbsttag. Dann kommt ein angeregter oder anregender Mensch oder eine interessante Nachricht, und man glitzert gleich wieder wie Thau im Sonnenschein."

Den 22. November. „Heute sind es 4 Jahre, daß ich in Turnu Severin ankam. Wie anders sehe ich seitdem die Welt hier an! Statt all des Zitterns und Zagens ist die Ruhe der Gewohnheit eingetreten, und ich fühle mich jetzt hier sicherer und mehr an meinem Platz als in der ganzen übrigen Welt."

Den 19. December 1873. „Ja, mein Leben hier ist sehr reich und sehr schön. Ich hätte es mir nicht schöner denken und wünschen können. Darum muß ich es auch durch Opfer erkaufen und nun handelt es sich darum, es so köstlich zu machen, daß es der Opfer werth sei."

Februar 1874. „Diphtheritis und Scharlach wüthen hier in Bukarest. Es sterben unendlich viel Kinder. Wenn wir Mütter uns begegnen, fragen wir immer: «Sind Ihre Kinder noch wohl?»"

Auch die kleine Prinzessin hatte einen leichten Anfall von Diphtheritis, der durch rasche Hülfe gleich gehoben wurde. Im Winter fragte sie einmal ihre Mutter: „Wird der Frost von den kleinen Sternen herunterkommen, wo lieber Gott wohnt und Itty kalt machen?" Am Palmsonntag den 5. April erkrankte sie am Scharlachfieber mit sehr besorgnißerregenden Symptomen. Diphtheritis war hinzugetreten. Die Gefahr stieg mit jeder Stunde. Kein Mittel wollte anschlagen. Man konnte die Kleine durchaus nicht dazu bewegen sich ins Bettchen legen zu lassen. „O nein, nein!" sagte sie jammernd. „Wenn ich mich hinlege, werde ich einschlafen und nicht

wieder aufwachen!" In der Nacht auf den Gründonnerstag rief das liebliche Kind im heißen Fiebergefühl zu wiederholten Malen: „Ich will nach Sinaia fahren und von dem Wasser des Pelesch trinken". Als man ihr den kühlenden Trank reichte, da schüttelte sie das Köpfchen und sagte: «All is finished!» Es war Gründonnerstag den 9. April um 5 Uhr Morgens. Das Kind lag im Schoß der englischen Wärterin. Die Mutter kniete vor ihr und hielt die kleinen Händchen. Nach heftigen Erstickungsanfällen noch ein Athemzug – dann folgte tiefe Stille! – Kein Laut wurde gehört! –

Bis zum letzten Augenblick hatte die Fürstin es nicht fassen können, daß ihres Kindes blühendes Leben sich seinem Ende zuneigte. Als aber alles so stille blieb und die Gewißheit mit erschütternder Gewalt vor ihre Seele trat, beugte sie sich mit demuthsvoller Ergebung dem heiligen Willen Gottes. Sie drückte selbst dem theuern Kinde die lieben blauen Augen zu, erhob sich dann ganz still und gefaßt und dankte den Aerzten für ihre treue Pflege. Keine Klage kam über ihre Lippen! Sie blieb stark, bis man das Kind in sein Bettchen legte – so still und steif! – Unendlich rührend war der Fürst in seiner Sorge um die vielgeliebte Gattin. Er selbst stand wie vernichtet vor dem unerwarteten Schlage und rang nach Trost und Fassung. „Der liebe Gott hat mein Kind noch lieber gehabt als ich, darum hat er es zu sich genommen! Ich danke Gott, daß er es mir gegeben hat!" sagte die arme Mutter mit ergreifender Ruhe.

Als man die kleine Leiche in den Sarg gebettet und über ihr geschlossen hatte, legte die Fürstin die Hand auf den Deckel und sprach wie im Gebet: „Gott! segne mein Kind!“ Der Fürst trug selbst den Sarg mit bis an die Treppe des Schlosses. Eine ganze Schaar junger Mädchen aus dem Asyle Hélène eröffneten den Zug. Mit gedämpfter Stimme sangen sie den Grabgesang. In ihren weißen Kleidern, langen weißen Schleiern, den Kränzen von weißen Blumen glichen sie Lichtgestalten, die dem Sonnenkindchen zur letzten Ruhe vorangingen. In der Kirche von Cotroceni, an der Stelle, wo die kleine Prinzessin vor noch unvollendeten vier Jahren getauft worden, stand jetzt der mit Blumen überdeckte Sarg! Eine unzählige Volksmenge aus Stadt und Land hatte ihr das Geleit gegeben.

Am Bergeshang zwischen dem Asyle Hélène und dem Park von Cotroceni liegt das kleine Grab in einem Wäldchen verborgen neben der Kirche Elisabeta Dòamna. Monatelang wallfahrteten hunderte und hunderte von Menschen dorthin, denn das ganze Land trauerte mit den tiefbetrübten Eltern. In ihrer kurzen Lebenszeit war Prinzessin Marie schon zum Abgott des Volkes geworden. Mit dem Stolz des Eigenthumsrechtes hatten die Rumänen zu ihr aufgeblickt! — Alle, die in diesen prüfungsvollen Tagen dem schwergetroffenen Fürstenpaar näher traten, fühlten sich tief ergriffen von ihrer selbstlosen Ergebung in Gottes unerforschlichen Rathschluß. Als man sich in diesem Sinn der Fürstin gegenüber

äußerte, gab sie zur Antwort: «Dites leur à tous, que je tâche de suivre l'exemple de ma mère. Je l'ai vue souffrir! Elle était plus forte que moi!»

Nach dem Tode des Kindes schrieb Fürstin Elisabeth an ihre Mutter, den 12. April 1874: „Gott hat es zu sich gezogen aus lauter Güte! Ihm sei ewig Dank für das hohe Glück, das ich genossen! Ich möchte lieber wie Niobe zum weinenden Felsen werden, als niemals Mutter gewesen sein! Ja, es war zu viel Glück für ein einzig kleines Menschenherz!" „Mein Kind ist so glücklich, meine Liebe ist stärker als das Grab, ich freue mich seiner Seligkeit." „Es ist soviel von dem kleinen Wesen zu sagen, weil es schon ein ganz ausgeprägter Charakter war, selbstständig, eigenartig und liebreizend. Es ist ja mein für alle Ewigkeit. Ich habe die hohe Mutterwürde nicht niedergelegt, weil mein Kind von mir getrennt ist. Das große Glück, das ich genossen, ist mit diesem Schmerz nicht zu schwer erkauft. Das Leid ist auch durch die Freude tausendmal aufgewogen, denn es war leidlose Freude, und jetzt ist es freudvolles Leid!"

Der Rohreif kam über Nacht, über Nacht,
Und hat meine Blume geknickt,
Mit eisiger Hand hat er sacht, ja sacht
Die Augen ihr zugedrückt.

Und vor dem Verblühen all meiner Lust
Da blieb ich erstarret steh'n –
O Reif! laß das Feuer in meiner Brust
Durch deine Kälte vergeh'n!

Den 1. Mai 1874.

„Ja, Gott hat mir viel, viel gegeben! Solch einen Vater, solch eine Mutter, solch einen Bruder — solch einen Mann und solch ein Kind! Ja, zuviel! Und wenn er es auch meinen Augen entrückt, nehmen kann er mir nichts mehr von all seinen himmlischen Gaben, denn er gab mir dazu ein gutes treues Gedächtniß! Ich fühle, daß ich nicht das Recht habe zu klagen nach so großen Segnungen, und darum ist auch heute die Freude stark in mir und der Schmerz kann mich nicht erdrücken."

„Ich sage oft, Mutterliebe ist stärker als das Grab, und ich freue mich über meines Kindes Seligkeit. Aber daß es mir hier auf der Erde desto dunkler scheint, das ist nicht zu ändern, das muß ertragen sein!"

Nicht murren.

Warum giebst du armen schwachen
Erdenmüttern Himmelskinder?
Gott! Gott!
Daß kaum sie geseh'n entschweben
Wie ein Lichtstrahl, wie ein Dufthauch!
Muß denn unsrer Seele Seele
Von uns losgerissen fliehen,
Daß wir jäh im vollsten Leben
Tödlich schwer getroffen wanken?

Warum schufst du uns so irdisch,
So von nied'rem Staub umhüllet,
Gott! Gott!
Daß wir an den eig'nen Kindern
Keinen Theil mehr haben dürfen,

Daß du unsern ungeschickten
Händen sie entziehest, Vater?
Hattest du denn kein Erbarmen,
Als das arme schwache Herz brach?

Früher war's ein sonnenheller
Freudentag, ein ewig Jauchzen!
Gott! Gott!
Nun ist um uns tödlich Schweigen,
Nun ist in uns eis'ge Ruhe,
Wie nach überstand'nem Sturme
Mast- und ankerlos das Wrack treibt,
Liegen wir auf grauen Wellen,
Und wir sollen leben, Vater!

Den 16. Februar 1877.

„Hier im Volke wird es für ein großes Glück angesehen, am Gründonnerstag zu sterben, denn an dem Tage ist der Himmel offen, man fliegt hinein. Nun halten sie mich alle für eine glückliche Mutter, der Gott gewährt hat, um was sie immer bitten, daß, wenn er ein Kind nehmen will, er es doch ja am Gründonnerstag möge sterben lassen. Welch ein merkwürdiges Zusammentreffen! Selbst das bringt uns dem Volke näher, weil es uns für so hoch begnadigt hält." „Das ganze Land zeigt uns die größte Theilnahme. Unser kleines Grab ist immer von Kränzen und Blumen bedeckt, die von unbekannten Händen niedergelegt werden. Die Asylmädchen kommen des Morgens ganz still einzeln zum Grabe, halten dort ihr Gebet, bringen ein Blümchen, sehen ob die Lampe noch brennt. Es ist doch schön, daß ich in ein Land gekommen bin, wo der Kultus der

Todten so groß ist. So werde ich nur in dem unterstützt, was mir am Herzen liegt." Dimbovitza apa dulce! Cine o bea nu se mai duce!

Süßes, süßes Zauberwasser,
Dimbovitza, kleine schnelle,
Wer einmal von dir getrunken,
Kann nicht mehr von dieser Stelle.

Dimbovitza! Deiner Tropfen
Hab' ich wohl zuviel getrunken,
Denn mir ist, als sei mein Denken,
Fühlen, Lieben hier versunken!

Dimbovitza! Dimbovitza!
Ja! an dich bin ich gekettet,
Seit an deinem grünen Ufer
Sie mein Liebstes eingebettet!

Cotroceni den 18. Mai 1874.

Kurz vor dem Erkranken des Kindes hatte die Fürstin sehr an den Augen gelitten und konnte sich nun fast gar nicht beschäftigen. Doppelt schwer für sie, der die Arbeit das eigentliche Leben war! In diesen Tagen des tiefen Kummers hat sie die sinnigen Aussprüche des liebenswürdigen Kindes in Lieder gefaßt, die man nicht ohne die tiefste Bewegung lesen kann. So auf das poetische Verlangen der kleinen Prinzessin, die Sonnenstrahlen küssen zu wollen, das Gedicht:

Auf der Erde in hellen
Spielenden Sonnenstrahlen,
Die in gold'nen Lichtwellen
Schimmernde Farben malen,

Uebergossen vom Scheine,
Küssend den Strahlenregen,
O wie oft hast du, Kleine,
Lächelnd im Glanz gelegen.

Und dann wußte ich nimmer,
Singst du die Strahlenwellen,
Oder wollte der Schimmer
Selbst sich zu dir gesellen?

Oder warst du gewoben
Spielend vom Sonnenscheine
Und geliehen von droben
Mir und der Erde, Kleine?

Den 10. Dez. 1874.

Jetzt hatten die Sonnenstrahlen das liebliche Kind geküßt und hinweggenommen. Es schien, als wäre mit ihm alle irdische Freude, alles irdische Hoffen zu Grabe getragen. Ein Schmerz und eine Sehnsucht zog durch die Seele der Fürstin, die nur von einer Mutter ganz verstanden wird und nur mit dem letzten Herzschlag enden kann. Am 25. April steht im Tagebuch:

Ich sehne mich.

Ich sehne mich nach deinen kleinen Armen,
Nach deiner Stimme wundersüßem Klang,
Ich sehne mich nach deinem Kuß, dem warmen,
Nach deinem vogelhellen Kindersang!

Ich sehne mich nach deinen Liebesworten,
Nach deiner kleinen Füße leichtem Tritt,
Mit dem du hier und dort und allerorten
Schwebtest, — ach, mein Herz, es schwebte mit.

Nach deinem gold'nen Haar, dem wunderschönen,
Das dich umspielt wie sanfter Heil'genschein!
Mein Kind! mein Kind! was stillet solches Sehnen?
Das kann fürwahr nur Himmelswonne sein!

Den 25. April 1874.



[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Oder warst du gewoben
Spielend vom Sonnenscheine
Und geliehen von droben
Mir und der Erde, Kleine?

Den 10. Dez. 1874.

Jetzt hatten die Sonnenstrahlen das liebliche Kind geküßt und hinweggenommen. Es schien, als wäre mit ihm alle irdische Freude, alles irdische Hoffen zu Grabe getragen. Ein Schmerz und eine Sehnsucht zog durch die Seele der Fürstin, die nur von einer Mutter ganz verstanden wird und nur mit dem letzten Herzschlag enden kann. Am 25. April steht im Tagebuch:

Ich sehne mich.

Ich sehne mich nach deinen kleinen Armen,
Nach deiner Stimme wundersüßem Klang,
Ich sehne mich nach deinem Kuß, dem warmen,
Nach deinem vogelhellen Kindersang!

Ich sehne mich nach deinen Liebesworten,
Nach deiner kleinen Füße leichtem Tritt,
Mit dem du hier und dort und allerorten
Schwebtest, — ach, mein Herz, es schwebte mit.

Nach deinem gold'nen Haar, dem wunderschönen,
Das dich umspielt wie sanfter Heil'genschein!
Mein Kind! mein Kind! was stillet solches Sehnen?
Das kann fürwahr nur Himmelswonne sein!

Den 26. April 1874.



Verlag von C. Winter, Heidelberg. Fr. Bruckmann, München repr.

Carmen Sylva.

Fürstliches Stillleben.

„In der Arbeit, in großer reicher Arbeit muß der Trost des Leidens liegen", sagt Carmen Sylva in dem Märchen von „Leidens Erdengang". Dieser Ausspruch hat sich in ihrem Leben bewährt. Als sie die wehmüthigen Lieder dichtete, in denen ihre unendliche Sehnsucht nach dem verlorenen Kinde mit so rührenden Worten Ausdruck fand, da konnte die Fürstin auf Augenblicke ganz heiter sein und sich das entschwundene Mutterglück in der Erinnerung zurückzaubern. Durch die schweren Seelenkämpfe hatte aber ihre Gesundheit wesentlich gelitten. Eine Kur in Franzensbad war von den Aerzten dringend angerathen. Dorthin geleitete Fürst Karl seine Gemahlin im Sommer 1874. In Franzensbad ist ihr die Feder eine besonders liebe vermittelnde Freundin gewesen und die geistige Arbeit zum Trost und zur Erquickung geworden.

Anfangs ahnte niemand in Rumänien, daß der Fürstin Elisabeth die Gabe des Dichtens verliehen sei.

Als der rumänische Dichter Alexandri ihr in Bukarest einmal seine Aufwartung machte, sagte sie zu ihm mit tiefem Erröthen: „Ich möchte Ihnen wohl ein Geständniß machen, aber ich finde nicht den Muth dazu!“ Erst nach langem Zögern sprach sie schüchtern und zaghaft mit leiser Stimme: „Ich mache auch Gedichte!“ Auf Alexandri's Bitte hatte sie ihm einige dieser Lieder mitgetheilt. Er erkannte sogleich ihre dichterische Begabung und ermunterte sie, fortzufahren in dem, was ja eigentlich nur ein Ausstrahlen ihres innersten Wesens war. In der Schmerzenszeit hat er manches Lied für die Fürstin gedichtet. Jetzt schickte er ihr nach Franzensbad einen dicken Band seiner Manuscripte, und sie begann die rumänischen Volkssagen ins Deutsche zu übersetzen. „In Franzensbad“, so schreibt die Fürstin, „geschah die allergrößte Wandlung in meinem Dichterleben. Ich hatte noch keine Idee, daß das Dichten eine Kunst sei, oder daß man das lernen dürfe, wenn man nicht ein Dichter sei. Gedichte machen lernen, das kam mir vor, als wollte ein Mensch den Vogel singen lehren. Mir flossen Verse und Reime viel leichter aus der Feder als Prosa. Ich fürchtete, sobald ich mich an Regeln und Gesetze binden würde, müßte ich die Gabe einbüßen zur Strafe für solche Einbildung und Eitelkeit. In dem furchtbaren Schmerz des Frühjahres 1874 waren die Lieder kein Ventil mehr. Nur anstrengende und angestrengte Arbeit konnte betäuben. Und so griff ich zum Uebersetzen. «Die Perlenreihen» von Alexandri lockten mich deßhalb am

meisten, weil Kotzebue in seiner Uebersetzung vom Versmaß ganz abgewichen war und manches verändert hatte. Da sah ich aber plötzlich, daß ich das Abc der Dichtkunst gar nicht kannte. Auf einmal mußte ich mich auf Wortfall und Reime besinnen. Das war mir noch nie passirt und meine Arbeit wurde kläglich. Bei jedem Wort hätte ich hundert Fragen stellen mögen, wenn ich nur gewußt hätte an wen."

Da kam auch Wilhelm von Kotzebue nach Franzensbad. Er hatte in diplomatischer Stellung längere Zeit in der Moldau gelebt, war als Schriftsteller der literarischen Welt gar wohl bekannt, und hatte die von Alexandri gesammelten Volkslieder ins Deutsche übertragen. Mit ihm besprach nun die Fürstin ihre Arbeit. Kotzebue, ein ernster und edel denkender Mann, zeigte und erklärte ihr die Fehler im Bau des Versmaßes. Jetzt mußte sie sich in Regel und Gesetz fügen. „In der Stunde aber, in der ein Mann wie Kotzebue es für der Mühe werth fand, mich mit solchem Ernst zu kritisiren, habe ich begonnen an mein Talent zu glauben." „Ich wagte es nicht", sagte die Fürstin, „ihm ein Originalgedicht zu zeigen, sondern nur meine ersten Uebersetzungen der rumänischen Dichtungen. Sie waren überaus fehlerhaft und ungeschickt ausgefallen, weil ich damals, obwohl schon dreißig Jahre alt, keine Poetik kannte. «Die Perlenreihen» habe ich viermal umgearbeitet und vor dem Druck zum fünften Mal. Ich habe nie so viel gelernt als beim Uebersetzen. Noch viele Jahre später habe

ich mein Talent wie ein Unglück betrachtet, denn ich dachte, es paßte nicht zu meinem Berufe. Wie ein naschendes Kind habe ich jedes Mal die Feder fortgeworfen, wenn jemand zu mir ins Zimmer trat."

„Ist es nicht merkwürdig", schreibt sie der Fürstin Mutter, „wenn der Himmel mit einer Hand mir meine Lieben nimmt, schüttelt er mit der andern mir die reinsten edelsten Freuden in den Schoß. In welcher liebereichern und anziehenderen Weise könnte ich wohl meinem Lande dienen, als indem ich ihm jetzt auch die Geistesschätze meines deutschen Vaterlandes in seine, in die rumänische Sprache übersetze." „Wenn ich nicht gerade schlafe, dann ruhen Hände oder Kopf oder beide nicht eine Sekunde, sonst geht es mir schlimm. Aber die fortwährende Thätigkeit erhält auch das Gemüth frisch und nur manchmal werde ich von irgend einer lieben Erinnerung übermannt."

Glaube nicht, es sei dem wunden
Herzen alles Glück entschwunden,
Bin ja reich und dankbar noch;
Darf ich auch den Namen nimmer
Hören, ach den süßen, immer
Darf ich „Mutter" sagen doch!

Sehnsuchtsvolles Verlangen nach einem Wiedersehen mit der geliebten Mutter, die um eigener Krankheit willen in der schweren Zeit nicht zur Tochter eilen konnte, erfüllte ihre Seele. Und doch bangte sie vor dem ersten Begegnen. Als sie sich zuletzt gesehen, da klang noch die helle Kinderstimme in den Jubel mit hinein. Jetzt

sollte mit Seufzen und Thränen das erste Begrüßen sein! In Köln wollte das Fürstenpaar mit der Fürstin Mutter zusammentreffen und dann einige Wochen mit ihr in St. Leonards an der englischen Küste zubringen.

Franzensbad den 19. Juli. „Es ist gut, die Seele mit großartigen Eindrücken zu füllen. Man kommt gedankenreicher zurück. Ich freue mich wie ein Kind auf England. Ich weiß, was es sein wird, mit Dir am Strande zu sitzen und den Wellen zuzuhören. Auch London zu sehen ist ein höchst anziehender Gedanke." Im Rückblick auf diese Zeit schrieb die Fürstin: „Eine große Erquickung war es, in dem ungeheuren London zu verschwinden. Wir hatten Max Müller bis dahin noch nie gesehen, aber vielfach in Berührung mit ihm gestanden und telegraphirten ihm, wir kämen nach Oxford. Er empfing uns auf der Bahn und lud uns sofort zu sich ein. Die zwei Tage in seines Hauses Frieden, im lieblichen Familienkreise, der damals noch keinen Riß erfahren hatte, wirkten wie Balsam auf mich. Es war ein Glück, das den Unglücklichsten nicht bedrücken konnte, sondern nur erquicken und den Sturm beschwichtigen. Es war das Glück eines Weisen. Auch Jean Stanley lernten wir kennen. Ich hatte damals ein kleines Buch in Missalenform für meine Mutter vollendet, das ich nannte: «Meine Reise durch die Welt, allerhand Reime und Verslein, dem Mutterherzen anvertraut». Kingsley war zugegen, als ich meine Mutter mit diesem Geschenk überraschte. Ich zeigte ihm das Gedicht:

Nur Eines.

Bewahr' es so sicher vor Unglück und Noth,
Vor Sünde sein Herzchen, sein reines,
O führ' du es selber, du gütiger Gott!
Du weißt es: Ich habe nur Eines!

Seine leuchtenden blauen Augen füllten sich mit Thränen und ein Schluchzen hob seine Brust. Meine Mutter weinte vor Freude und Schmerz. Nur ich war thränenlos! Das Büchlein enthielt Gedichte von meiner Confirmation an bis zum dreißigsten Jahr, von denen meine Mutter kaum eines kannte, denn sie waren auch vor den Nächsten und Liebsten tief verborgen geblieben bis auf ganz seltene Gelegenheiten."

Nach ihrer Rückkehr begann Fürstin Elisabeth in Bukarest Aquarelle im Missale-Styl zu malen. Mit merkwürdiger Schnelligkeit entstanden kleine Kunstwerke von Malereien unter ihrer geschickten Hand. In einem Briefe von Bukarest, den 23. November, heißt es: „Die Kunst in jeder Gestalt ist ein vielverkörpertes Gebet. Darum bringt sie, indem sie ihre Seele aushaucht, in greifbarer Gestalt auch Ruhe und Glück in andere Seelen. Darum stellt sie uns auf den Virful cu Dor den Sehnsuchtsgipfel, und indem sie uns die Welt zu Füßen zeigt, führt sie uns voll Sehnsucht höher hinauf. Dann strömt Ruhe, lauter Ruhe in mich hinein!"

Bukarest den 26. December 1874. „Morgen Abend um 8 Uhr ist Armenverein. Tausend Arme bekommen zu Weihnachten Holz und Kleider. Dienstag*)

*) Geburtstag der Fürstin.

ist ein Feier- und Ruhetag, an dem ich keineswegs sagen werde: «O wäre ich nie geboren!» Sondern ich freue mich, daß ich lebe und erlebe, denke und hoffe. Ich finde, das Leben hat es gut mit mir gemeint und gewährt mir mehr als genug, z. B. dieses Uebersetzen, dies Zeichnen, das als etwas ganz Neues und Ereignißvolles in mein Leben tritt. Ich glaube, ich habe den heimathlichen Waldboden mitgenommen und unter meinen Füßen sprudeln unerwartete Quellen hervor. Euch danke ich es, meinen irdischen Göttern, deren endlose Liebe, Ernst und Gedankenreichthum mich zur überreichen Erbin Euerer schwer errungenen Güter gemacht hat. Wenn ich einen guten Einfall habe, dann frage ich immer: Welchem von meinen Eltern verdanke ich ihn nur; von einem stammt er her."

Den 7. Januar 1875. „Ich übersetze eben gar nicht, weil ich selbst so viel schreibe. Sobald ich die Feder zur Hand nehme, strömen eigene Gedanken mir zu, da wird es mir sehr schwer, andern nachzusingen. Das Selbstschaffen ist doch das Schönste, das Uebersetzen freilich das Nützlichste. Ich bin immer unter dem unmittelbaren Eindruck von dem, was ich lese. So haben mich Bernsteins Gedanken, zumal die Beschreibung vom atlantischen Kabel, zu den Meerliedern begeistert. Paul Heyse's Balder hat mich zu all den fünfversigen Strophen gebracht, die sich so gut machen." „Ich habe einen Singverein gegründet mit Lubitz, dem neuen Musiker, bei dem wir Chor singen. Er ist entzückt von den rumänischen

Liedern, Melodieen und Worten, und wird sie für Chor arrangiren." „Der Singverein macht sehr gute Fortschritte." „Der Arbeitsverein wächst und mit ihm wächst das Interesse für die gute Sache. Herr Hötsch hat uns ein Haus geschenkt, wo Kleinkinderschule und Magazin des Vereins hineinkommen. Dreimal wöchentlich holen sich dort 160–170 Frauen ihre Arbeit. Auf meinen dornenvollen Wegen wachsen noch genug Blumen, um mich zu erquicken."

Am 7. Mai 1875 war das fürstliche Paar nach Cotroceni gezogen. „Die Nachtigallen schmettern. Die feuchte Erde duftet. Stille, Stille überall! Mein erster Akt war, 30 Nachtigallen, für 60 Franken auf dem Markt gekauft, die Freiheit zu geben. Vielleicht bleiben sie hier! Du hättest nur sehen sollen, wie die armen Thierchen zuerst ganz steif vom festen Binden auf meiner Hand sitzen blieben, dann langsam die Köpfchen reckten und dann – ein Flügelschlag! Ich jubelte jedes Mal." „Hier werde ich wieder arbeiten. Was mich aber am meisten lähmt, ist das mangelnde Interesse derer, die zu wenig Deutsch können, um ein Urtheil zu haben und zu wenig Rumänisch, um mir verstehen zu helfen." „Vielleicht nehme ich bei der neuen Directrice des Asyls, Madame Pinel, einer Schülerin von Horace Vernet, Zeichenstunden im Asyl und locke dadurch eine junge Dame nach der anderen hin. Ich werde auf dieselbe Weise eine Zeichenschule zu Stande bringen wie den Chor, indem ich mich unter die Schüler begebe."

Aus Sinaia schreibt die Fürstin am 19. Juli 1875: „Wie habe ich mich nach dem Wald gesehnt! Das habe ich gestern dem Pelesch erzählt, und der hat gerauscht und gebraust in stürzenden schäumenden Wasserfällen, und die Buchenblättchen haben gezittert und geflüstert, und die Sonnenstäubchen flogen mir zu. Alle versprachen mir neue Lieder und meinten, wenn sie ewig und unerschöpflich seien, so müßten es die Lieder auch sein."

Als die beschränkten Räumlichkeiten des Klosters für die Länge der Zeit zu unbequem wurden, begann der Fürst dort im Walde ein eigenes Schloß zu bauen. Auf dem Platze, wo die kleine Prinzessin Marie am liebsten spielend verweilte, ward den 22. August 1875 der Grundstein zum Castel Pelesch gelegt. Die Wünsche der Fürstin für den Geist, der in dem neuerstehenden Schlosse herrschen sollte, sind zu der Urkunde und den Münzen in den Grundstein mit eingeschlossen. Sie lauten wie folgt:

In den Grundstein von Castel Pelesch

den 22. August 1875.

Es fallen die Gedanken
Wie Blätter ab vom Baum,
Sie schweben und sie schwanken
Vorüber wie ein Traum.

Sie haben sich als Lieder
Ans Tageslicht gewagt,
Es hat der Sturm sie nieder
Vom Haupte mir gejagt.

Und aus der Tiefe quellen
Mit immer neuer Macht
Hervor Gedankenwellen,
Vom Walde ausgedacht.

Sie sind zu Tag gedrungen
Aus dunklem Felsenspalt,
Und betend losgerungen,
Erklungen und verhallt.

Ein Lichtgedanke eilet
Herab vom Himmelssaal,
Und wo er nur verweilet,
Da ist's ein Sonnenstrahl.

Gleich leuchtend, ob entsendet
Vom Auf-, vom Untergang,
Gleich tröstend, ob verwendet
Zum Beten, zum Gesang.

All die Gedanken schließe
In unsern Bau ich ein,
Daß Geistessaat entsprieße
Aus diesem ersten Stein.

„Das stille Thal von Sinaia ist allmählich ganz verwandelt und gleicht jetzt einer Hinterwälder-Colonie mit Blockhäusern und Wigwams. Auf dem Bauplatz des Schlosses werden 12—14 Sprachen gesprochen. Die Arbeiten sind hauptsächlich von dem Hofbildhauer Martin Stöhr geleitet worden. Seine Holzschnitzereien schmücken sowohl das Schloß wie auch das Stadtpalais und gemahnen in ihrer Vollendung an die edelste Renaissance-Periode." Zwischen den Riesenwäldern ist auf fürstlichem

Boden in großer Höhe ein prachtvoller Steinbruch, der das ganze Material zum Aufbau des Schlosses liefert. Dort hinauf führt eine Drahtseilbahn, dort haben die arbeitenden Italiener sich angesiedelt. — Zu gleicher Zeit wie der Bau des Schlosses ward auch der Eisenbahnbau durchs Prahova-Thal begonnen.

Doch der Fürstin Schritte wurden wieder schwer und matt, bis sie von Krankheit übermannt liegen blieb. An beiden Füßen gelähmt, verließ sie Sinaia im November 1875. Als sie Monate lang, keines Schrittes mächtig, zu Bette lag, da hat sie, wie schon erwähnt, den Muth gefunden, das Leben ihres unvergeßlichen Bruders, des Prinzen Otto, niederzuschreiben und zu vollenden. Trotz ihres Leidens ist sie zufrieden und schreibt der Mutter am 28. November: „Du hast keine Idee, wie dankbar ich bin für dieses Winters ruhiges Gesicht. Ich habe dem lieben Gott in diesem Sommer so oft gesagt: «Ich kann nicht mehr», daß Er ein Einsehen gehabt und der Welt bewiesen hat, daß ich nicht kann, und daß zum Zersplittern meiner Kräfte dieses Jahr die Kraft nicht mehr reicht. Ueber die Schwelle meines Boudoirs kömmt keine heftige Welle, und das ferne Rauschen nährt nur die Gedankenwelt im stillen Zimmer".

Den 4. December. „Mir ist die Stille mehr als Wohlthat! Seit einem Jahr schreit Körper und Seele nach Stille. Nun wird sie mir endlich zu Theil und ich bin so dankbar!" „Warum giebt es doch so viel Leute und so wenig Menschen! Alle zehren an einem

wie die Blutegel und begreifen nicht, wie der stille Frieden doch das Ideal, der Epicureismus des Lebens ist."

Den 13. December. „Ich habe wieder eine Geschichte fertig, sie ist aber sehr traurig. Meine Phantasiegebilde sind selten heiter, waren es nie. Schon als Kind waren meine Geschichten immer gräßlich und traurig. Ich glaube, bei mir wohnt das Lachen nur außen und hängt so um mich herum wie ein helles Kleid. Oder ist es das seltsame Gemisch von Deiner und Papa's Natur, die mir immer zu schaffen gemacht hat, oder ist es das Leben mit seinem Leid? Oder sind die traurigen Erlebnisse allein des Erzählens werth? Wer weiß es?"

Fürst Karl war krank, die Fürstin noch halb gelähmt. Sie sehnte sich nach ihren Verwandten, aber keiner von ihnen konnte zu ihr kommen. Das vermehrte die Melancholie ihrer Stimmung. „Und während dieser langen Krankheit mußte ich des Lebens ganze Bitterniß kosten, alle Trostlosigkeit und Verzagtheit, die nur in einem armen Menschenkinde wohnen können." „Doch wird jedem Menschen Trost geschickt. Ich habe die Feder, die mir zum Malen und zum Singen verliehen ist, und die mich für alles entschädigt." „Immer rascher flog mein Stift, immer reicher strömten die Gedanken, immer weiter wurde das Arbeitsfeld, immer ernster die Sorge um andrer Leute Wohl."

Endlich wird die Fürstin Mutter erwartet. Sie kommt im Mai und lebt mit ihren Kindern bis zum

August in Cotroceni und Sinaia „zum wonnevollsten Entzücken" der Fürstin Elisabeth, die nun wieder ganz hergestellt war. Nachdem die Mutter sie verlassen, schreibt sie ihr im September: „Sinaia hat wieder sein liebes altes Gesicht, so voll hellem Uebermuth, Scherz und Heiterkeit. Menschen strömen ein und aus. Dazu bin ich wirklich ganz gesund! Jeden Tag machen wir in alter Weise Entdeckungsreisen und Kletterpartieen. In allen Lebenslagen ist es angenehmer der Stärkere zu sein, der von seinem «trop plein» hergeben kann, als der Schwache, der betteln geht. Nicht mehr von andern abhängen, welch ein Genuß! Seit Jahren habe ich wieder zum ersten Mal beim Gehen das Gefühl, als schwebte ich in der Luft, und doch bin ich gerade keine Sylphide". „Wir wohnen jetzt ganz im Forsthaus, von 1/28 Uhr Morgens bis 1/27 Uhr Abends. Es ist idealisch, wie ein Nestchen im Grünen und wirklich ein kleines Paradies, so heimlich und so warm in seinen Tannen drin."

Wenn der Herbst ins Land zieht, dann ist Bukarest wieder der Mittelpunkt der im ewigen Kreislauf sich immer erneuernden Pflichten. Dann beginnt das eigentliche Arbeitsleben der Fürstin. Schon um 5 Uhr Morgens pflegt sie aufzustehen. Sie zündet selbst die kleine Lampe an und arbeitet bis 8 Uhr in dem mit Gemälden, Kunstschätzen, Palmen und riesigen Farrnkräutern künstlerisch ausgestatteten Gemach. Dicke Teppiche dämpfen den Schall der Tritte. In dunklen Tönen sind die Wände

gehalten. Unter tropischen Gewächsen sieht man Lauben und Nischen. Nur das Geplätscher der kleinen Springbrunnen und das Zwitschern der Vögel unterbricht die sie umgebende Stille. In diesen Morgenstunden lebt sie ihrem dichterischen Schaffen und sammelt Kraft für die Aufgaben und Pflichten des Tages.

Nach dem gemeinschaftlichen Frühstück mit dem Fürsten allein beginnen die Audienzen und Geschäfte. Oft werden die beiderseitigen Empfangszimmer mit kurzen Unterbrechungen 9—10 Stunden nicht leer. Zu einer bestimmten Stunde dürfen die früheren Hofdamen, die sich indeß verheirathet haben, ohne besondere Anmeldung bei ihr erscheinen. Jeden Donnerstag wird Musik gemacht. Zu diesen Abenden ergehen Einladungen an fremde und einheimische Talente. Zuweilen wird von rumänischen Herren vorgelesen, entweder ein wissenschaftliches französisches Buch oder Werke moderner rumänischer Dichter. Fürstin Elisabeth will von allem unterrichtet sein, und jedes Talent findet in ihr eine Beschützerin. „Ich habe etwas sehr Angenehmes eingeführt", schreibt sie der Mutter. „Zweimal in der Woche lasse ich mir nun von Vacaresco alte rumänische Chroniken vorlesen. Er ist darin bewandert wie ein Professor, und hält dazwischen frei erklärende Vorträge. Denke Dir mein ideales Zimmer mit dem Springbrunnen und den Lampen à abat-jours, die hübschen Mädchen mit Handarbeiten unter den Pflanzen und Lauben, ich mit der Feder in der Hand, jedes neue Wort notirend. Und nun die merkwürdige

Vergangenheit, die an uns vorüberzieht in einem prachtvollen klassisch-lateinischen oder biblisch-naiven Styl. Es ist köstlich! Ich hoffe Stoff zu finden für poetische Bearbeitung." „Auch richte ich eine Malakademie ein. Ferner soll sehr viel gesungen und noch mehr vorgelesen werden. Was mir nahe kommt, versetze ich in Bewegung. Nichts und niemand darf ruhen!"

Aber alle diese Bestrebungen und Pläne, die das Leben unserer Fürstin erfüllten, wurden plötzlich durch den Beginn eines verheerenden Krieges unterbrochen. In dem Entwickelungsgang der verhängnißvollen orientalischen Frage sollte er eine neue Epoche herbeiführen und Rumänien selbst nicht bloß in einen Schauplatz kriegerischer Bewegung verwandeln, sondern auch in eine thaten- und folgenreiche Theilnahme am Kriege selbst verwickeln.

Der Krieg und seine Folgen.

Drohende Wolken waren am politischen Horizont aufgestiegen. Die Lage der christlichen Bevölkerung in den tributpflichtigen Ländern der Türkei war unhaltbar geworden. Serbien und Montenegro hatten der Türkei den Krieg erklärt. Immer weiter griff die Bewegung um sich. In Bosnien, in der Herzegowina, in Bulgarien war der Aufstand losgebrochen. Auch in Rußland drängten die Verhältnisse in kriegerischem Sinn gewaltsam vorwärts. Die Befreiung der slavischen Bruderstämme vom türkischen Joch war ein ruheloses Ziel des panslavistischen Gedankens. Kaiser Alexander II. hielt es für seine heilige Pflicht, den unterdrückten Namens- und Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen. Rußlands Entschluß, die orientalische Frage mit Gewalt der Waffen zur Entscheidung zu bringen, trat in den Vordergrund. Am 13. November 1876 befahl der Kaiser die Mobilmachung von sechs

Armeecorps in Südrußland und übergab den Oberbefehl seinem Bruder, dem Großfürsten Nikolas. Am 24. April 1877 hatten die russischen Heeresmassen den Pruth überschritten und waren zum Durchmarsch in Rumänien eingerückt.

Den 26. April 1877 eröffnete Fürst Karl von Rumänien in feierlicher Rede die außerordentliche Session der gesetzgebenden Kammern. „Der Krieg ist ausgebrochen", sagte er, „unsere Bemühungen bei der hohen Pforte und bei den Garantie-Mächten, daß unsere Neutralität, für deren Aufrechthaltung wir im Laufe eines Jahres so viel Opfer gebracht, und die selbst von den fremden Cabinetten von uns als eine Pflicht verlangt wird, unsere Bemühungen, daß diese Neutralität uns auch als ein Recht anerkannt werden möge, sind ohne Erfolg geblieben. Die hohe Pforte hat sich sogar geweigert, dieses unser Verlangen der Conferenz in Constantinopel auch nur vorzulegen. Unter solchen Umständen hat Rumänien, von der Unterstützung anderer Mächte verlassen, nur mehr auf sich selbst zu rechnen. Es ist unsere Pflicht, das Land um jeden Preis und mit jedem Opfer davor zu bewahren, daß es der Schauplatz des Krieges werde, daß unsere Städte, unsere Dörfer in Asche gelegt, daß unsere Völker massacrirt, unsere Reichthümer, die Frucht der Arbeit in der Zeit von 20 Jahren des Friedens, vernichtet werden durch einen Krieg, den wir nicht gewollt, den nicht wir durch unsere Schuld hervorgerufen haben."

Schon wenige Tage darauf, am 7. Mai, mußte der

Fürst zum versammelten Senat sagen: „Ohne daß wir es hervorgerufen hatten, ist der zwischen unsern beiden mächtigen Nachbarn ausgebrochene Krieg in unserm Lande, in dem gegen die Donau zu gelegenen Gebiet bereits sehr schmerzlich zu empfinden. Ohne daß an unsern Gestaden auch nur ein einziger Büchsenschuß gefallen wäre, beginnen unsere Städte und Dörfer zur Hälfte entvölkert und verwüstet zu werden. Auch selbst unser internationaler Handel auf der Donau ist ganz und gar vernichtet, denn die ottomanischen Monitors dringen wider alles Völkerrecht selbst in unsere Häfen ein, kapern und verbrennen sogar die dort ankernden Schiffe ohne Rücksicht auf die Flagge, unter welcher dieselben segeln. Offene Städte, wie Braila und besonders Reni, sind bombardirt worden. Olteniza, woselbst auch nicht die kleinste Abtheilung der russischen Armee sich befindet, hatte dasselbe Schicksal. An mehreren Punkten sind Banden von Baschi-Bozuks ins Land eingefallen, haben die Donau überschritten, die auf dem Jiul-Fluß im Hafen von Beket ankernden Schiffe niedergebrannt und die Wohnungen verwüstet!"

Es blieb den Rumänen kein anderer Ausweg, als Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Den 8. Mai hatten die Türken von Widdin aus ein Bombardement auf Calafat eröffnet. Die Kugeln fielen in die Donau; von den rumänischen Forts wurde das Feuer beantwortet. Hiermit war der erste rumänische Schuß gegen die Türken gefallen. Die Kanone hatte gesprochen und ent-

schieden. „Jetzt hat die Türkei alle Bande mit uns zerrissen", sagten die Rumänen, „und zerrissen mögen sie bleiben! Vorwärts Rumänen! Die Zeit der fremden Bevormundung, die Zeit der Vasallenschaft ist vorüber. Rumänien ist und wird ein freies, ein selbstständiges Land sein."

Die Unabhängigkeits-Erklärung Rumäniens ward dem Volke am 22. Mai 1877 feierlich verkündigt. „Von dem Tage an, an welchem ich den Fuß auf diesen Boden setzte, bin ich Rumäne geworden", sprach der Fürst zu seinen Unterthanen. „Von dem Tage angefangen, an welchem ich diesen durch so viele große und glorreiche Fürsten berühmten Thron bestieg, sind die Ideen dieser Fürsten zur großen Idee meiner Herrschaft geworden: Die Wiedererhebung Rumäniens und die Erfüllung seiner Mission an den Mündungen der Donau!" — Mit Rußland hatte Fürst Karl schon vorher eine Convention abgeschlossen, der später ein russisch-rumänisches Bündniß folgte.

Der Krieg war im vollen Gange! — Am 27. Mai hatte ein Kanonenkampf zwischen Calafat und Widdin stattgefunden. Die Batterie Carol I., bei welcher sich der Fürst mit seinem Gefolge und dem Generalstab des Corps befand, feuerte den ersten Schuß ab. Nach dem zweiten Schuß begannen alle türkischen Batterieen ihre Feuerschlünde zu öffnen, und eine lebhafte Kanonade entspann sich von beiden Seiten. Die erste türkische Bombe flog über die Batterie Carol I. und platzte in

ganz geringer Entfernung vom Fürsten, jedoch ohne irgend einen Schaden anzurichten. „Karl hat mir die Bombe mitgebracht, die neben ihm geplatzt ist", schreibt die Fürstin. „Mir sagten sie, einen Augenblick hätte er auf dem Walle gestanden, von lauter Bombensplittern umgeben. Einige der Leute schlugen das Kreuz, Greciano fiel auf die Kniee, denn er dachte, sein Fürst sei verwundet. Doch Karl schwang seine Mütze und rief: «Hurrah! Bravo! Je suis habitué à cette musique-là!» Da erschallte ein donnerndes Hurrah in allen Batterieen, im ganzen Lager bis in die Stadt hinein, und alle Musikbanden begannen die Nationalhymne zu spielen. Es muß ein sehr schöner Moment gewesen sein. Nachher platzten noch 3 Bomben in der Batterie, wo Karl stand. — In Craiova haben sie ihm fast die Pferde ausgespannt, warfen ihm Bouquets, Kränze, Tauben, ja sogar Brödchen in den Wagen." — Dem denkwürdigen Tage von Calafat gilt Carmen Sylva's begeistertes Lied:

Calafat.

Die Donau strömet breit dahin,
So kraftbewußt, so ruhevoll,
Sie hält das Land im Arme fest,
Und hat's an weiche Brust gepreßt,
Deß Marken sie beschützen soll.

Widdin und Calafat, die steh'n,
In Abendsonnengluth getaucht,
Die Ruhe athmet überall,
Da zuckt ein Blitz, da dröhnt ein Knall,
Die Erde bebt, das Wasser raucht.

Es zischen in die gold'ne Fluth,
Es sausen durch die Lüfte schwer,
Aus schwarzen Schlünden ausgesandt,
Als Brudergruß von Land zu Land,
Die mächt'gen Bomben hin und her.

Hoch oben auf der Batterie
Da steht Fürst Karl so ruhig da;
Ihr Mannen, schaut den Tod nur an,
Der Führer selber denkt nicht dran,
Was ihn umringet drohend nah.

Er schaut mit ernstem Angesicht
Hinaus und denkt, ob's ihm wohl glückt,
Daß er Widdin mit seiner Schaar
Bestürmt, daß er die Donau gar
Für seine Helden überbrückt.

Da kracht es einen Schritt von ihm,
Und splitternd sprüht es um ihn her;
Sie schau'n erschrocken auf und seh'n
Dort oben ihren Fürsten steh'n,
Allein im Feuermeer.

Der eine schlug entsetzt das Kreuz,
Der Andre stürzte in die Knie.
„Der Fürst! ach, unser Fürst verletzt!
„Der Steuermann, den Nichts ersetzt
„Und Niemand!" riefen jammernd sie.

Doch hoch die Mütze schwingend rief
Er hell und laut, aus starker Brust:
„Hurrah! das ist Musik für mich,
„Die hab' ich gern, die kenne ich,
„Nach dieser hatt' ich Lust."

Die Donau hat den Ruf gehört,
Ihr lacht das Herz, sie kennt den Ton.
In ihren Wellen singt es jung
In zärtlicher Erwiederung
Dem Hohenzollernsohn.

Kaiser Alexander von Rußland war am 25. Juni in Begleitung sämmtlicher Großfürsten, des Reichskanzlers, des Kriegsministers Ignatieff und andrer hoher Persönlichkeiten, von Plojest kommend, zum Besuch des fürstlichen Paares in Bukarest eingetroffen. „Es war gewiß einer der interessantesten Tage für Rumänien", heißt es im Briefe der Fürstin, „und ich habe ihn recht genossen im Gefühl, daß ich eben ein Stück Geschichte mitspielen helfe. Der Empfang des Kaisers war enthusiastisch. Wir wurden buchstäblich unter Rosen begraben. Von einem Balkon warf man einen Regen von Blumen und Goldflittern zugleich. Etwas Schöneres habe ich nicht gesehen. Ich werde das Bild nie vergessen!" Und der Fürst schreibt: „Ich bin stolz auf Elisabeth, denn sie macht ganz reizend die Honneurs. Der Kaiser, die Großfürsten und alle Russen sind von ihr entzückt und sagten, sie erinnere sie an die Großfürstin Helene." Dieser Besuch des Kaisers, gleich nach der Unabhängigkeitserklärung Rumäniens, war ein Ereigniß von großer Bedeutung. Mit dem Erscheinen Sr. Majestät in Bukarest hatte die nunmehrige politische Stellung des Landes ihre Weihe erhalten. Nach dem Mißlingen des ersten russischen Angriffs auf Plewna gingen drei rumänische Divisionen

unter dem Oberbefehl des Fürsten über die Donau und vereinigten sich mit den russischen Fahnen.

Als es entschieden war, daß Rumänien am Kriege thätigen Antheil nehmen sollte, traf Fürstin Elisabeth sofort die nöthigen Anstalten, um das Elend des Krieges zu mildern. Sie hat hier das schönste Beispiel von dem einer jeden Frau angebornen Diakonissenberuf gegeben, und die rumänischen Damen sind diesem Beispiel mit der größten Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit gefolgt. Der große Thronsaal hatte sich in eine Werkstatt dienender Liebe umgewandelt. Unter dem Vorsitz und der thätigen Mitwirkung der Fürstin wurde dort Wäsche und Verbandzeug angefertigt. An der Stelle, wo sonst die officiellen Festlichkeiten stattfanden, wo nach den Klängen Straußischer Walzer hunderte von Paaren sich im Tanze drehten, da schnurrten jetzt eifrig die Räder der Nähmaschinen. Frauen aus allen Ständen und Nationalitäten gingen ein und aus, um in edlem Wetteifer die kämpfende Armee mit Hülfsleistungen aller Art zu versorgen. Es meldeten sich auch ganz arme Frauen aus dem Volk bei der Fürstin und sprachen: „Ihr habt uns Arbeit und Holz gegeben seit Jahren, nun wollen wir eine Woche umsonst für das rothe Kreuz arbeiten". Um ihnen nicht wehe zu thun, mußte man das rührende Opfer annehmen. Aus eigenen Mitteln ließ die Fürstin im Park von Cotroceni ein Barackenlazareth für 100 Betten errichten, dessen alleinige Leiterin sie sein wollte, „um ihre lieben Kinder selbst zu pflegen". Auch in all

den andern von ihr organisirten Spitälern war sie thätig. Jeder Zug, der Verwundete vom Schlachtfelde brachte, wurde von ihr erwartet. Aufopfernd widmete sie sich ihrer Pflege. Tag und Nacht war sie thätig, erquickte die Verschmachtenden, tröstete und ermuthigte die Kranken. Sie half die Wunden verbinden und scheute auch vor solchen nicht zurück, bei deren Anblick selbst Männer sich eines leisen Schauers nicht erwehren konnten. Wie vielen Sterbenden hat sie das letzte Trostwort zugesprochen! Mancher von ihnen wollte nur aus ihrer Hand das schmerzbetäubende Chloroform annehmen. Viele Verwundete hat sie zur Amputation ermuntert. Der Stolz des rumänischen Kriegers kann es nicht ertragen, als Krüppel ohne Arm und Bein, das Leben weiter zu fristen. „Lieber sterben, als wie ein Bettelmann aussehen", rief verzweiflungsvoll ein junger Soldat, dem das Bein sollte abgenommen werden. Die Fürstin trat an sein Bett und bat ihn, er möchte doch bedenken, daß er noch jung sei und ein langes Leben vor ihm liege, er möchte die Operation zulassen. „Euch zu Liebe, regina, mag es geschehen", seufzte er. Was niemand erreichen konnte, das that ein freundliches Wort von ihr. Sie hat eine große moralische Macht über die armen Leidenden ausgeübt. „Welche Genugthuung für Ew. Durchlaucht", schreibt eine Dame des Hofstaates der Fürstin Mutter, „unsere Fürstin in Erfüllung ihres schönen Berufes als Landesmutter zu wissen. Wie die geliebte Tochter von Bett zu Bett wandelt, jedem Kranken oder

Verwundeten ein Wort des Trostes spendend, die Betrübten ermuthigend, jeden der Tapfern einzeln belobend und ihm dankend. Ihre Art ist so wunderbar, daß sie jedem ein Lächeln entlockt, mag er auch noch so schwer leiden, noch so sehr klagen über ein verlornes Glied." Mit welcher Begeisterung schauten aber auch die braven Krieger zu ihr empor! Wie verklärten sich die bleichen Züge der Leidenden, wenn sie sich ihren Lagerstätten nahte! Und waren sie geheilt, so trugen die dankbaren Söhne des Landes die Kunde von der guten Dòamna Elisabeta heim in ihre Hütten, in die Thäler und Gebirge der Karpathen. Im Volke heißt die Fürstin seitdem «muma ranitilor», die Mutter der Verwundeten. In Zeiten der Gefahr, wenn die größten Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit gemacht wurden, da schienen sich die Kräfte der hohen Frau zu verdoppeln. Hier bewies sie abermals die ihr innewohnende Herrschernatur. Ruhig und besonnen überblickte sie die schwierigsten Verhältnisse und verlor nie die Geistesgegenwart, wenn es auch noch so stürmisch und verzweifelt um sie her zuging. Da Fürstin Elisabeth in ihrer Sorge um den König und die tapfere Armee nur zwei bis drei Stunden zu schlafen vermochte, hat sie zu ihrer Erholung die halbe Nacht musicirt und gedichtet. Um 4 Uhr Morgens wandelte sie wieder auf und nieder und ordnete im Geiste die Arbeitslast des kommenden Tages.

Viel Schlachten waren geschlagen, viel Blut im Kampfe vergossen worden. Der Heldenmuth rumänischer

Kriegsmacht hatte durch die Einnahme von Rahova und Grivitza neue Siege von bedeutender Wichtigkeit errungen. Fürst Karl übernahm das Oberkommando der vor Plewna stehenden rumänisch-russischen Armee. Mit Löwenmuth und furchtbaren Verlusten haben seine Krieger gefochten und Wunder von Tapferkeit gethan, wenn er unter dem Ruf „Gott helfe uns" ihnen allen voran sich in den Kampf stürzte. Plewna war gefallen. Osman Pascha hatte sich ergeben. Unter dem unbeschreiblichen Enthusiasmus der Armee hielt der Fürst von Rumänien am 10. December 1877 seinen Einzug in Plewna. Um 7 Uhr Abends begab er sich nach Poradim, um dem Kaiser Alexander mündliche Auskunft zu geben über die Vorgänge des denkwürdigen Tages. Als Soldat war der Fürst tapfer und kaltblütig gewesen, als Oberkommandant der Armee besonnen im Kampf und überlegt in seinen Anordnungen. Als Stratege hatte er vielfach Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß seine Leitung eine vorzügliche war. Mit der größten Begeisterung verehrte das Volk in ihm den Befreier des Landes. Wohl waren unermeßliche Opfer gebracht und schwere Leidenstage durchlebt worden, aber die Rumänen gedachten der Zukunft und trösteten sich mit der geschichtlich begründeten Thatsache, „daß die Freiheit eines Volkes nur auf blutgedüngten Feldern entsprießt". Die Unabhängigkeit Rumäniens war von den europäischen Staaten anerkannt worden. Das Bewußtsein, „wir haben uns unsere Freiheit und Selbstständigkeit tapfer kämpfend verdient", ging durch alle Schichten der Bevölkerung.

Mit der Besetzung von Widdin hatte die Thätigkeit der rumänischen Armee einen glücklichen Abschluß gefunden. Sie verließ jetzt die Gefilde Bulgariens, wo so viele ihrer Kameraden in der Erde ruhten, und kehrte zurück an den heimathlichen Herd.

So lange es Noth that, hatten die Kräfte der Fürstin ausgehalten. Als aber der Friede geschlossen war, als des Elends weniger wurde, als auch die letzten Bewohner des Lazareths entlassen werden konnten, da brach für sie selbst eine schwere Leidenszeit an. Es bedurfte der stärkenden Karpathenluft in Sinaia, um sie wenigstens so weit wieder herzustellen, daß sie das Siegesfest mitfeiern konnte.

Festlich schmückten sich die Straßen von Bukarest, denn Fürst Karl, der Held, sollte am 20. October 1878 an der Spitze seiner ruhmgekrönten Armee den Siegeseinzug halten. Blumengewinde schlangen sich von Haus zu Haus. Auf der hohen Ehrenpforte stand eine Victoria, den wohlverdienten Lorbeer in der erhobenen Rechten. Lustig flatterten die blau-gelb-rothen Fähnlein in den Lüften. Es war ein wunderschöner Herbsttag und die Siegesstraße vom frühen Morgen an mit Menschenschaaren dicht besetzt. Ein Musikcorps eröffnete den Zug. Eine Abtheilung Leichtverwundeter folgte. Aus allen Häusern flogen ihnen Blumen und Kränze entgegen. Dann wurden sechs erbeutete türkische Fahnen getragen und zwar von denen, die dabei gewesen waren. Hinter ihnen rasselten 56 Kanonen, jede mit der Be-

zeichnung des Ortes versehen, an dem sie erobert worden. Und nun erschien Fürst Karl. Wer kann das Jubelgeschrei schildern, welches ihn empfing? Wer die Kränze zählen, die ihm zugeworfen wurden? Sein Blick war ernst und doch mild. Heute mußte er es ja wohl fühlen, daß sein Wirken kein vergebliches gewesen. Mehr als aller Flaggen- und Blumenschmuck haben ihm die herzlichen Zurufe bewiesen, was er seinem Volke geworden ist. Jubelnd und singend folgten ihrem Kriegsherrn die Truppen, welche er zum Siege geführt. In ihrer Mitte Fürstin Elisabeth im offenen Wagen. Unzählige Blumensträuße flogen auch ihr zu. Und was die Soldaten sangen, das war ein von ihrer Herrscherin gedichtetes Kriegslied. Zu mancher Schlacht hatte es die braven Krieger begeistert. In freier Uebersetzung lautet es etwa folgendermaßen:

Die Wacht an der Donau.

O fürchte dich nicht, mein Vaterland,
Mein Arm wird dich schirmen und schützen!
Laß drohend die Fahnen der Türken weh'n,
Laß grell die Kanonen blitzen!
Nur vorwärts, vorwärts zum heiligen Krieg!
Fürst Carol ist mit uns, er führt uns zum Sieg!

Die ewige Donau, sie hat uns geliebt,
Sie trug uns dem Feinde entgegen,
Und die Wellen, sie flüsterten: Auf mit Gott,
Ihr Helden kühn und verwegen!
Nur vorwärts, vorwärts zum heiligen Krieg!
Fürst Carol ist mit Euch, er führt Euch zum Sieg

Drum fürchte dich nicht, mein Vaterland,
Mit dem Schwerte will ich dich retten.
Ein Kreuz nur schlag' ich, dann stürz' ich zum Kampf,
Zu zerbrechen die schimpflichen Ketten.
Hoch flattert das Banner im heiligen Krieg!
Fürst Carol ist mit uns, er führt uns zum Sieg!

Der 20. October war ein Ehrentag des freien Rumänien! — Die Fürstin schreibt: „Welch ein Jahr ist zu Ende gegangen! Ich hatte im Anfang Muth für alle, trug und stützte alle mit meiner Zuversicht. Ich kann Dich versichern, die Stellung war recht schwierig für eine Frau allein. Vor lauter Arbeit vergaß man die Sorge." „Gott sei Dank! Karl ist da! Ich kann langsam in meine Nußschale zurückkriechen, zu meinen Blumen, Vögeln, Büchern und Papier. Ich finde es eine Anomalie und ein Unglück, wenn eine Frau gezwungen ist, ins öffentliche Leben hinaus zu treten." „Es gab auch Lichtpunkte in dieser schweren Zeit. Gott wird helfen, daß auch bald ein dauernder Friede die nagende Sorge von unseren Herzen nehme, und daß diese große Zeit der Vergangenheit angehöre, in der sich die Schmerzen und Leiden etwas verwischen und nur die gewonnenen Resultate in leuchtender Kraft auf uns einwirken." „Karl ist großartig! Ich vergleiche ihn oft mit dem schweigenden Oranier oder mit König Karl bei der Meerfahrt. Die bittersten Erfahrungen machen ihn täglich kälter und maßvoller. Ueber schnöden Undank zuckt er die Achseln und verzeiht. Daß alle ihn

verkennen, ist ihm einerlei. Einmal, wenn er nicht mehr ist, wird man ihn «den Weisen» nennen."

Nach Beendigung des Krieges haben die Frauen aller Officiere der rumänischen Armee ihrer Landesmutter zur Erinnerung an die schwere Zeit eine aus Marmor gebildete Statuengruppe dargebracht. In der Tracht barmherziger Schwestern ist die Fürstin dargestellt in dem Moment, wie sie knieend einem verwundeten Soldaten die Schale zum Trinken reicht. Was sie in diesem Kriege theils persönlich, theils durch umsichtiges Anordnen geleistet hat, das ruht mit tiefgefühlter Dankbarkeit in den Herzen ihrer Unterthanen und wird im Volke von Geschlecht zu Geschlecht weiterleben.

Mit der Fürstin Mutter war Fürstin Elisabeth 1879 in Scheveningen gewesen und ganz verjüngt in ihr Land zurückgekehrt. Das nächste Jahr (1880) ging das fürstliche Paar gemeinsam nach Segenhaus und Amsterdam. Es kam auch mancher verwandtschaftliche Besuch nach Bukarest und Sinaia, wie Fürst Wilhelm zu Wied, Prinz Leopold von Hohenzollern mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Karl, u. a. m. Im September 1881 reiste die Fürstin von Hohenzollern zum ersten Mal nach Rumänien und wurde vom Volke mit großem Jubel empfangen. „Es ist aber auch entzückend, solchen Engel von Schwiegermutter hier zu haben. Es geht ein Duft von Zartheit und Harmonie von ihr aus, der ganz bezaubernd ist." „Die Mönche in Sinaia, wohin sie kam, haben sich eifrig erkundigt, welchen Platz sie bei Tische

einnimmt, und wie sie hörten «den Ehrenplatz», da sagten sie froh: «Gerade so machte es König Salomo, als seine Mutter zu ihm kam, da setzte er sie auf seinen Thron, kniete vor ihr nieder und küßte ihre Hände. So macht es auch unser König Karl, den Gott segnen möge und ihm ein langes Leben schenken». Ist das nicht hübscher als manche Dorfgeschichte?" Den 12. December 1880: „Neulich war eine sehr bewegende Scene. Die Minister kamen uns zu danken, daß wir die Erbfolgefrage geregelt. Bratiano las seine Ansprache mit Thränen in der Stimme. Hernach reichte ich ihm die Hand, und er sagte: Être brave dans un moment d'enthousiasme c'est beau, mais être brave à froid c'est de l'héroisme!"

Den 24. März 1881 ward Rumänien von den Kammern zum Königreich erklärt. Demeter Stourdza, Minister des Auswärtigen, schrieb der Fürstin Mutter: „So waltet über Rumänien wirklich ein besonderes Glück. Alles wendet sich bei den verwickeltsten Umständen zum Guten. Oftmals ängstigt mich dieser so hell immer wieder leuchtende Glücksstern. Pflichtgefühl, Pflichttreue und Pflichterfüllung können uns denselben allein erhalten, daß er nicht erbleiche. In Bukarest soll am 22. Mai eine Huldigung des ganzen Landes stattfinden, und dem Könige als Symbol des Ereignisses und der neu errungenen Stellung die Königskrone mit Streitaxt dargereicht werden, die aus einer bei Plewna eroberten Kanone gegossen sind." — Prinz Leopold von Hohenzollern war mit seinen beiden Söhnen

Ferdinand und Karl zum Huldigungsfest nach Bukarest gekommen.

Schon den Abend vorher hatten Kanonensalven die Feier eingeleitet. Zahlloses Volk, eine buntscheckige Menge, strömte herbei, um das „sacre" mit zu erleben. Unter großem Ceremoniel waren die beiden Kronen in die Kathedrale übergeführt worden. Von den Metropoliten, Bischöfen und Popen feierlich mit Gesang empfangen, stellte man sie vor den Ikonostas auf rothbehangene Tischchen. Nach Beendigung der kurzen kirchlichen Feier wurden die Insignien der königlichen Würde von der Geistlichkeit und den Ministern ehrfurchtsvoll geküßt. Dann überdeckte man sie mit den glorreichen Erinnerungszeichen des Sieges von Plewna. Es waren vier mit dem höchsten Orden des Landes geschmückte und vielfach zerrissene Fahnen der rumänischen Armee. Im Schutz einer Ehrenwache blieben die Kleinodien über Nacht in der Metropolia.

Am frühen Morgen den 22. Mai 1881 zogen die blumengeschmückten kleinen Mädchen des asyle Hélène in langen Reihen durch den Park von Cotroceni. Vor dem Schloß begannen sie ein Morgengebet zu singen. Es schien der Königin ein glückliches Omen, daß ihr beim Erwachen des denkwürdigen Tages von ihren Lieblingen die ersten Liebes- und Dankesworte entgegentönten. Schon um 8 Uhr früh waren Häuser und Tribünen der Stadt mit einer Kopf an Kopf gedrängten schaulustigen Menge besetzt, die sich auf dem wohl vier Kilometer langen Wege bis zur Kathedrale hin vertheilt hatten.

Nach dem Programm sollte der Krönungszug nur ganz kurz sein. Um 11 Uhr setzte er sich in Bewegung Mit klingendem Spiel eröffnete ihn ein Regiment Dorobanzen. Es ist die Landwehr Rumäniens, die populärste aller Truppen, lauter stramme, kriegsbewährte, reich decorirte Männer. Sie tragen als Kopfbedeckung die traditionelle Pelzmütze des tapfern Kriegers Michael, geschmückt mit den Schwungfedern vom Truthahn, Reiher und Fasan. Ihnen folgt eine Abtheilung Gendarmen, eine Schwadron Husaren und die Träger sämmtlicher Regimentsfahnen und Standarten der Armee, mit den vergoldeten römischen Adlern auf den Stangen. Brausender Zuruf, Hüte- und Tücherschwenken empfängt den König, der von seinen Kriegsgenossen umgeben auf edlem Rosse reitet. In seinen scharf markirten Zügen offenbart sich die Energie eines willenskräftigen Charakters.

Nun kam der Wagen der Königin. Er war à la Daumont geschirrt und von acht Rappen gezogen, die, mit Federschmuck gezäumt, von in die Landesfarben gekleideten Jockeys geritten wurden. Auf dem Kutschersitz stand ein großer Blumenkorb, auf dem Dienerstande eine Blumenkrone, auf den Tritten Blumen. Zu jeder Seite der Portieren paradierten 4 Lakaien zu Fuß in Gala, und voran ritten zwei Piqueurs, deren Pferde dreifarbige Federbüsche trugen. Poetisch anzuschauen wie eine Feenkönigin, hob sich die schlanke Gestalt der hohen Frau im reichsten Krönungsschmuck aus dem roth drapirten, von Blumen überquellenden Wagen hervor. Neben

ihr saß der Erbprinz von Hohenzollern, ihr gegenüber die beiden jungen Prinzen. Bei ihrem Anblick brachen die Hunderttausende von Zuschauern in begeisternde Freudenrufe aus, die sich gleich Echos von Balcon zu Balcon fortsetzten. Tannenzweige, diese Attribute der Ehrfurcht und Gastlichkeit, Blumen, mit Goldpuder besprengt, wurden aus den Fenstern auf sie herabgeworfen, weiße Tauben mit Blumen geschmückt entschlüpften den Händen der Anwesenden und schwebten über der in Anmuth und Hoheit strahlenden Königin. Manche von ihnen erreichten glücklich ihr Ziel, den schönen Wagen, an dessen Ornamenten sie sich gleich Friedensboten anklammerten.

Die ganze Pracht und romantische Phantastik dieses Zuges concentrirte sich am Aufgang des Metroplitanhügels, von wo aus das königliche Paar mit dem Gefolge zu Fuß die mit rothen Teppichen belegte Allee zur Kirche emporstieg. In dichtgedrängten Reihen hatten sich zu beiden Seiten des Wagens die Vertreter von 3000 Landgemeinden mit ihren Fähnlein aufgestellt. In ihrer originellen Nationaltracht waren sie eine herrliche Staffage zum malerischen Bilde. Vor dem Hauptthore der Kirche hatte man eine riesige Tribüne in Hufeisenform errichtet, die schon lange vor Ankunft der Majestäten durch eine elegante Gesellschaft von Damen und Herren dicht besetzt war. In der Mitte der Tribüne stand das königliche Zelt, zu dem eine mit Teppichen belegte Treppe hinaufführte. Das königliche Paar mit den Prinzen von Hohenzollern hatte Platz genommen.

Die kirchliche Ceremonie begann und wurde mit allem Pomp der orthodoxen Kirche celebrirt. Während der Gesänge trugen vier Generale die beiden Kronen aus dem Innern der Kirche zum Königszelt hinauf, wo deren Weihe, sowie das Besprengen der Majestäten mit Weihwasser stattfand. Den Schluß des feierlichen Actes bildete die Unterzeichnung der Urkunde, welche Demeter Bratiano ihren Majestäten vorlegte. Nach ihnen ward sie noch vom Prinzen Leopold von Hohenzollern und dem Minister Bratiano als Zeugen der eben vollzogenen Staatsaction unterzeichnet. Aus der Ferne dröhnten Kanonensalven und verkündeten das Ende der historischen Feier. Die Rückfahrt der Majestäten glich einem Triumphzuge. Ein Blumenregen fiel auf sie herab, und das Schwenken der Tücher machte den Eindruck eines Schmetterlingschwarmes, der dem Zuge stetig nachfolgte. Eine endlose Reihe von Wagen mit den Geladenen und dem diplomatischen Corps schloß sich dem Festzuge an, der gegen 3 Uhr wieder ins Palais einlenkte.

Auf dem Platz, dicht an der Einfahrt zum Schlosse, hatten sich unter dem andrängenden Volk zahlreiche Gruppen von Bäuerinnen aus der Gegend von Plojest und Campulung aufgestellt. Es ist die «Crême» des Karpathenlandes. Sie wollten durchaus von ihrer Königin bemerkt werden, denn es war ja überall bekannt, daß sie für die Trachten des Landes schwärmt, und die Frauen waren stolz darauf, sich ihr heute im prunkenden Nationalschmuck zu zeigen. Das glitzerte

und funkelte auch in der Sonne wie tausend kleine Spiegelscheiben.

Eine halbe Stunde später bewegte sich in fast unabsehbarer Reihe der Zug mit den beiden Kronen dem Schlosse zu. Die Veteranen vom Jahre 1848 und die Verwundeten des letzten Krieges schritten voran, und die 10000 Männer der Bauerndeputation schlossen das imposante Geleit. Im Thronsaal waren die Flügelthüren weit geöffnet. Sechzig Bannerträger mit den Fahnen und Standarten der Armee hatten sich an den Wänden aufgestellt. In der Ferne hörte man die Klänge des Triumphmarsches, und in feierlicher Procession aller Großwürdenträger wurden die von den vier Generalen getragenen Kronen vor den Stufen des Thrones niedergelegt. Um 1/23 Uhr erschien das königliche Paar und wurde vom Senat und den Mitgliedern der Kammern zu den Thronsesseln geleitet. Zur Linken von ihnen stand Prinz Leopold von Hohenzollern, zur Rechten dessen Söhne. Prinz Demeter Ghika hielt eine Ansprache an die Majestäten und überreichte darauf dem Könige die Krone von Stahl, indeß Rosetti, Präsident der Kammern, auf die Königin zuschritt, vor ihr niederkniete und ihr die goldene Krone mit den Worten darbot: „Königin! Im Anblick Eurer Majestät sieht sich die Nation im schönsten Lichte". Jetzt begann der König seine schwungvolle Rede, indem er die Krone in die Höhe hob und sie gleichsam wie segnend über sein versammeltes Volk hinaushielt. Er sprach von der stetigen Entwickelung

Rumäniens, von dem Muth der Armee, und schloß mit den Worten, daß für ihn und die Königin die schönste Krone ist und bleiben wird: „die Liebe und das Vertrauen der Nation, für die sie nur ein Gedanke beseelt, ihr Glück und ihre fortschreitende Macht". Wie ein warmer Strom begeisterter Liebe und Verehrung drang des Herrschers Wort in die Herzen der vielgliedrigen Versammlung, die in einen erschütternden Beifallssturm losbrach.

Die Bauerndeputationen zogen nun am Throne vorüber. Die braven Männer waren sichtlich ergriffen. Mit der rauhen Hand trocknete mancher von ihnen die Thränen in seinem Auge. In tiefster Ehrerbietung warfen sich die Meisten vor den Majestäten zur Erde nieder und küßten die Stufen des Thrones. Andere zogen mit rührender Einfachheit und köstlicher Umständlichkeit aus ihren Taschen, Rockärmeln, ja sogar aus Taschenbüchern Glückwunschadressen hervor und legten sie zu den Füßen des königlichen Paares hin; wieder Andere brachten Tannenzweige, die sie, auf langer Reise sorgsam bewahrt, aus ihren heimischen Bergen mitgebracht hatten. — Später war das ganze Heer der Landleute im freien Felde vor der Stadt gelagert, wo ihrer ein Banquet mit Tafelmusik wartete, dessen Freuden der König durch seine Anwesenheit und Leutseligkeit noch erhöhte. Am Abend gab es eine glänzende Illumination. Die Bauern freuten sich, „die Sonne einmal bei Nacht zu sehen", und der Hof mit seinen Gästen hatte Mühe, sich den Weg durch die jubelnde Menge zu bahnen.

Trotz ihres leidenden Zustandes hatte die Königin die große Ermüdung des Tages doch leidlich gut überstanden. „Mit 800 Menschen haben wir an dem Tage gesprochen", sagt sie, „von 11 bis ½5 Uhr, und um ½9 Uhr Abends wieder sous les armes: Fackelzug, dann Umfahrt durch die Stadt, die Illumination zu sehen. Um ½12 Uhr kamen wir erst nach Hause. Ich konnte zuletzt nicht mehr grüßen, ich winkte nur mit dem Taschentuch. Das Hurrahrufen hatte man zum Glück eingestellt, weil ich es nicht mehr ertragen konnte. Es machte einen reizenden, märchenhaften Eindruck, diese ungeheure schweigende Menge, die grüßte, nickte, winkte in der demonstrativsten Weise, und dazu das Trappeln von Füßen und Hufen, die man nicht sah! Der 22. Mai war ein wunderschöner Tag, vom Morgen bis in die Nacht!" Selten ist wohl ein Fest mit so viel Innigkeit und ungezwungener Herzlichkeit gefeiert worden wie das Huldigungsfest in Bukarest.

So hatte denn Rumänien durch den Krieg und seine Erfolge nicht allein die Unabhängigkeit errungen, sondern war auch als Königreich in den europäischen Staatenbund eingereiht worden. Das streng verfassungsmäßige Königthum ist die Fahne, mit der König Karl auf der Warte steht. Die Stellung des Landes nach innen und außen zu stärken und ungestört seiner socialen und politischen Entwickelung entgegenzuführen, ist das Ziel seines Lebens. Was er für Rumänien gethan hat, werden erst spätere Geschlechter in seinem ganzen Umfange erkennen und würdigen.

Die Arbeit für das Land.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben die fürstlichen und regierenden Frauen ihre landesmütterliche Aufgabe besonders darin erkannt, daß sie ihr Ansehen und ihre Thatkraft mit vorbildlichem Eifer den Pflichten der Wohlthätigkeit, wie den socialen und pädagogischen Zwecken der Volksbildung widmen. Und daß sich diese praktische, an gegebene Verhältnisse anknüpfende Thätigkeit auch mit den idealen Interessen und Bestrebungen sehr wohl verträgt, kann an dem Beispiel der Königin Elisabeth in einer schönen und anschaulichen Weise erkannt werden. Es ist ein Hochgenuß künstlerischer Naturen, daß sie in ihren eigenen Werken Lebendiges erzeugen und entstehen sehen. Darin ist der Erzieher dem Künstler vergleichbar. Unter der Hand des erziehenden Künstlers entsteht die Menschenbildung. Der Drang zu erziehen war früh in

die Seele der Königin Elisabeth gelegt. Es erklärt sich daher aus der Tiefe ihrer Gemüths- und Seelenart, wenn sie die Erziehung der Jugend zu einer ihrer vornehmsten Aufgaben gemacht hat.

Mit besonders eingehendem Interesse folgt sie dem Unterricht und dem Entwickelungsgang der Zöglinge im «asyle Hélène», diesem bereits erwähnten Waisenhause. Der Generalarzt Davila hat es aus eigenen Mitteln gegründet und mit seiner ganz vortrefflichen Frau jahrelang geleitet. Beide sind allzufrüh gestorben. Sie haben die Sorge für ihre Waisen der Königin als geistiges Vermächtniß hinterlassen. Dort werden jetzt vierhundert und sechzig junge Mädchen von ihrem 5. bis 20. Jahre erzogen. Sie erhalten Unterricht in allen Wissenschaften, in fremden Sprachen, Künsten, weiblichen Handarbeiten, doppelter Buchführung u. s. w. und bleiben in der Anstalt bis zu ihrer Lehrerinnen- und Abiturienten-Prüfung. Fast alle heirathen gleich nach vollendeter Erziehung. Der Ruf des Hauses ist so vorzüglich und so weit verbreitet, daß die jungen Männer sich am liebsten aus dem «asyle Hélène» eine arbeitstüchtige Frau wählen. Kaufleute, Geistliche und Lehrer kommen in dieser Absicht zum Vorstand der Anstalt und bitten um die Gunst, ihnen das für ihren Beruf passende junge Mädchen vorzuschlagen. Eine Begegnung wird vermittelt, und wenn die Betreffenden Wohlgefallen an einander finden, in der Kapelle des asyle auch die Trauung vollzogen. Heirathen die Zöglinge Geistliche oder Lehrer, so werden die Meisten von

ihnen auch Lehrerinnen an dem neuen Wohnort und sind im Stande, monatlich 300 frs. zu verdienen. Königin Elisabeth besucht die Anstalten nur selten und „nur um zu ermuthigen und zu erfreuen". „Denn ich finde", sagte sie, „daß wir sehr wohl daran thun, denjenigen freie Hand zu lassen, die ihre Sache viel besser verstehen als wir. Die Großfürstin Helene, die stets mein Vorbild ist, war auch mehr geistig mit dem allen beschäftigt, als körperlich anwesend." Sowohl in allen Mädchenschulen als auch im Conservatorium pflegt die königliche Frau stets bei den Prüfungen gegenwärtig zu sein. Mit eigner Hand vertheilt sie die Preise und erhöht ihren Werth durch gütige anerkennende Worte, die Lehrende und Lernende zugleich beglücken.

Aus eigenen Mitteln gründete sie eine Stickereischule, die **Scola Elisabeta Dòamna.** In dieser Anstalt erhalten jetzt 70 der ärmsten Mädchen aus dem Volke unentgeltlichen Unterricht im Lesen und Schreiben und hauptsächlich in den nationalen Arbeiten. Die sehr schönen, meist byzantinischen Muster werden gesammelt und benutzt, um die Nationalcostüme herzustellen. Die Bäuerinnen pflegen nach alten Kirchengewändern zu arbeiten oder suchen irgend eine Blume, die sie sich vorlegen, mit Nadel und Garn nachzubilden. Gewisse Motive sind erblich und in jedem District verschieden. Auf diese Weise entstehen Combinationen so vielfacher und origineller Art, daß unser Auge in fortwährendem Wechsel der Farben erhalten wird. Alle rumänischen Frauen, ob

hoch oder niedrig, haben einen angeborenen besonders ausgebildeten Farbensinn. Sie sticken unendlich mühsam und überaus geschmackvoll auf den eigenthümlichen Geweben des Landes.

Der erste Armenverein, den die Königin noch als Fürstin ins Leben rief, heißt: société Elisabeth. Er vertheilt jährlich für 30,000 frs. Holz an die Armen. Diese Gesellschaft, an der gegen 100 Damen Theil nehmen, veranstaltet im Opernhause jeden Winter 2—4 Bälle mit einer Tombola. Sie werden von dem Herrscherpaar und der gesammten Aristokratie besucht. An diesen Abenden tragen alle Damen das rumänische Costüm, damit die Bauerfrauen durch den Verkauf der Stickereien auch im Winter einen guten Verdienst haben. Unter dem Protectorat der Königin sind bereits an vielen Orten des Landes ähnliche Vereine gebildet worden.

Nicht nur die große Wohlthätigkeitsgesellschaft «société de bienfaisance» verdankt ihr Entstehen der Königin, auch einen deutschen Frauenverein hat sie gegründet. Die Albina beschäftigt arme Frauen, die nur grobe Arbeit machen können. Vor zehn Jahren wurde mit sechs Frauen begonnen, jetzt kann man bereits deren tausend mit Arbeit versorgen. Hundert und dreißig von ihnen haben sich schon Nähmaschinen gekauft, und diese Zahl wächst täglich. Gegenwärtig (1884) liefern sie 30,000 Zelte für die Armee, nähen auch alle Hemden, Hosen, Cravatten, Betttücher und Säcke sowohl für die Soldaten als für die Gefängnisse und Spitäler. Beim

Vertheilen des Holzes von Seiten des Vereins Elisabeth werden diese Frauen zuerst berücksichtigt.

Ein vierter Verein heißt Concordia und hat sich zur Aufgabe gemacht, im ganzen Lande jede Art nationaler Industrie zu fördern, und begünstigt vorzugsweise die Weberei. Obwohl in Rumänien der Hanf wild wächst, hatte man bisher zur Verarbeitung der Wäsche für die Armee und die öffentlichen Anstalten allen Stoff aus dem Auslande bezogen. Nun wurden Webschulen errichtet, die seit Jahren unbenutzt stehenden Webstühle verbessert und in Bewegung gesetzt. Zur Förderung dieses gemeinnützigen Beginnens richtete die Königin einen offenen Brief an die Minister, in welchem sie dieselben auffordert, ihr behülflich zu sein, um die Weberei auf dem Lande zu heben, und ihr zugleich einen sichern Absatz zu garantiren. Das konnte aber nur ermöglicht werden, wenn der ganze Bedarf der Armee, Spitäler und Gefängnisse im Lande producirt und verarbeitet würde. Wie wir bereits beim Erwähnen der Gesellschaft Albina gesehen haben, ist es ihr gelungen, die gewünschte Zustimmung zu erhalten. Auf dem Plateau von Cotroceni unweit des asyle Hélène liegt die Baracke, in welcher Königin Elisabeth während des Krieges die Verwundeten pflegte. Dort befindet sich vorläufig die neue Webschule. Bis jetzt können nur 40 Webstühle in Bewegung gesetzt werden; die Kammern haben aber soeben 200,000 frs. zum Bau einer Web- und Industrieschule votirt. Vor der Baracke, auf dem großen Grundstück, welches König

Karl dem Waisenhause geschenkt, soll sich in nächster Zeit das erwünschte Gebäude erheben. „Die Baracke aber“, schreibt die Königin, „wollen wir dann zur Seidenzucht verwenden, für die bereits das ganze Grundstück mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist. So wird rings um uns her Schule um Schule meiner Fahne «Hausindustrie» folgen, und, so Gott will, dem ganzen Lande neue Erwerbsquellen zuführen.“

An die „Concordia“ lehnt sich der Verein „Surnica“, der nur rumänische Arbeit, wie Stickerei, Weberei, Spinnerei, gegen Baarzahlung kauft und in einem eigenen Bazar wieder verkauft. Hierher bringen die Bäuerinnen ihre selbstgefertigten Hemden und gestickten Einsätze u. s. w. und segnen ihre Landesmutter, daß sie die nationale Tracht wieder zu Ehren gebracht. Der Verein hat schon in mehreren Städten Zweigvereine gebildet. In den Gebirgen wird besonders viel gestickt, weil dort die Feldarbeit geringer ist. Auf dem flachen Lande können die Frauen nur im Winter sticken, da sie im Sommer beim Pflügen die Ochsen führen müssen. Das Gebirgsstädtchen Câmpo Lungo besitzt schon ein Atelier von 400 Frauen.

Nach Art unserer Volksküchen hat die Königin in verschiedenen Theilen der Stadt Suppenanstalten eingerichtet, die in ihrem Namen den armen Kindern aus der Stickereischule das tägliche Essen liefern.

Während der Kriegszeit begann Königin Elisabeth auch eine Anstalt für barmherzige Schwestern aus

eigenen Mitteln ins Leben zu rufen. Sie machte den Anfang mit 2 Schwestern, von denen sie die eine in die Diakonissenanstalt Bethanien nach Berlin schickte, um dort zu lernen. „Jetzt (1884) sind ihrer in Bukarest nahe an 20 und sie steigen in Zahl, in Werth und Ansehen. Neulich haben mehrere von ihnen ihr Examen abgelegt und Diplome bekommen, wonach sie kleine Chirurgie ausüben dürfen. In Spitälern und Privathäusern pflegen sie für 5 frs. täglich und werden in der Stadt vielfach gerufen. Die Reichen zahlen oft mehr als die Gebühr, dafür gehen die barmherzigen Schwestern unentgeltlich zu den armen Leuten und bringen ihnen auch Speise und Medikamente. Jetzt sind für die Stickereischule 5000 frs., für die Anstalt 20,000 frs. votirt worden. Aus den Ersparnissen hoffen wir ein eigenes Haus mit kleinem Spital bauen zu können und noch etwas zu erübrigen, um kranke und alte Schwestern zu versorgen."

Königin Elisabeth gehört zu den bevorzugten Frauen, die, von Glanz und königlicher Würde umgeben, mit dem idealen Sinn für die geistigen Aufgaben des Lebens sich ein fühlendes Herz und klaren, theilnahmsvollen Blick für die Leiden ihrer Mitmenschen bewahrt haben. Sie wird nicht müde zu helfen, wo Hülfe noth thut. Keine Bitte, die an sie herantritt, bleibt unberücksichtigt und, falls sie gerechtfertigt war, auch keine unerhört. Wo es gilt das Elend zu lindern, materielle Sorgen zu erleichtern, da findet ihr praktischer Sinn stets das rechte

Mittel und den richtigen Ausweg. Ihr eifrigstes Bestreben ist, die Bildung und Industrie des Landes zu fördern, das Selbstbewußtsein im Volke zu heben. Wirken für andere ist ihr des eigenen Glückes ergiebigste Quelle." Wie die hohe Frau ihre landesmütterlichen Pflichten ansieht, sagt uns folgendes Gedicht:

Die Landesmutter.

Und wenn Millionen dich Mutter nennen,
Zu dir sich wenden in Angst und Pein,
Mußt du auch Jammer und Elend kennen,
So kannst du nimmermehr trostlos sein.

Mußt felsenfest in der Brandung stehen,
Nicht Hülfe suchen und wanken nicht,
Dir muß es weich von den Lippen wehen,
Und sonnig leuchten dein Angesicht.

Du darfst nicht weinen, nicht zagen, beben,
Schau' fest hinunter von Abgrunds Rand,
Dein Haupt erhoben, dein Fuß muß schweben,
Und Balsam streu'n muß deine Hand.

Nie darfst du sagen, du seist dein eigen,
Dem ganzen Volke gehörst du an,
Die Leidenschaften — sie müssen schweigen,
Du ziehst Millionen mit dir hinan.

Ob reich, ob elend, ob gut, ob böse,
Ob hochgeboren, der Sünde Raub,
Dein sind sie alle, verzeih' — erlöse!
Die Wunden wasche, den Rost, den Staub.

Laß deine Güte wie warme Quellen
Stets neu dir strömen aus Herzensgrund,
Und unerschöpflich in tausend Wellen
Dein Volk erquicken mit Hand und Mund!

(„Meine Ruh'" von Carmen Sylva.)

Carmen Sylva.

Dem landesmütterlichen Berufe der Königin Elisabeth ist ihr poetisches, in der Stille gepflegtes Talent zu gute gekommen. Erst vor wenigen Jahren sind ihre Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt geworden. Der Kritiker mag wohl in manchem ihrer Lieder die strenge Formvollendung vermissen. Wir aber freuen uns, in ihr so viel selbstständiges inneres Leben von völlig eigenartigem Gepräge zu finden. Die königliche Frau schreibt mit großer Lebendigkeit und Wahrheit der Empfindung. Der Drang der Mittheilung treibt sie zum Dichten. „Wenn ein Gedanke mir kommt, so will ich nicht, ich muß ihn in Worte, in ein Lied fassen, dann erst bin ich beruhigt", sagt sie. „Wie bitter habe ich oft mein Dichtertalent verwünscht, und dem Himmel nicht vergeben können, der es mir aufgeladen, und nun weiß ich, daß es mein höchstes Glück, meine

einzige Rettung gewesen ist, und daß es auch andern zur Freude gereichen kann." „Meine höchste Idee ist, so zu schreiben, daß jeder glaubt, er habe es selbst geschrieben. Ich will nichts anderes sein als eine befreiende Zunge, die in annehmbarer Form und ihrer Schroffheit entkleidet die Wahrheit sagen darf und damit auch andern eine Last von der Brust nimmt. Beweisen, daß das Wahre schön ist, das Schöne sehen und darstellen, welches Glück!"

„So kühn soll der Dichter und frei wie der Aar sein,
Wie leuchtende Sonne so warm und so wahr sein,
Im Fühlen so fein wie die zarte Mimose,
Gewaltig wie Bergstrom, wie Quelle so klar sein."

„Das Schreiben hat nur in seiner äußeren Form mit Erlerntem zu schaffen. Der Inhalt muß durchweg erlebt sein und kann sich nur auf Charakterentwickelung gründen. Das ist mein Trost, wenn ich fürchte, daß das Talent erschöpft sei. Es ist noch nicht erschöpft, denn ich lebe noch und lerne noch." „Wie oft sträubte ich mich Wochen und Monate lang, etwas zu schreiben. Es läßt mich aber nicht los, bis es geschrieben ist. Dann ist es für alle Zeit vergessen, so vergessen, daß ich oft manche der alten Sachen nicht mehr erkenne. Das ganze Schreiben ist doch nur une décharge d'électricité. Man kann die Batterie nur nicht ordentlich laden, wenn der Körper schwach ist." „Jede gut vollendete Arbeit ist eine Staffel, auf die man fest und sicher den Fuß setzen kann, um höher zu steigen. Natürlich vorausgesetzt, daß man seine ganze Kraft und sein bestes Selbst eingesetzt

hat. Da man bei seiner Arbeit doch nicht mehr geben kann als sich selber, so muß jede geistige Errungenschaft der Arbeit zu gute kommen und in ihr fühlbar sein." „Man hat behauptet, erst der Schmerz habe mich zum Dichter gemacht. Dem ist aber nicht so. Das Dichten ist ganz unabhängig von der äußern Welt, von Krankheit und von Schicksalen. Ich kann nie wissen, was ich in acht Tagen schreiben werde. Ich werde gern von mir selbst überrascht. Wenn aber eine Idee da ist, so läßt sie mich nicht mehr los, selbst in Jahren nicht, bis sie geschrieben ist." „Zeit habe ich nie gehabt, und wenn nicht alle meine Arbeiten im Kopfe fertig wären, bevor ich die Feder zur Hand nehme, so würde nur wenig zu Tage gefördert werden."

„An das Veröffentlichen der Uebersetzung rumänischer Dichtungen dachte ich nicht, als ich sie schrieb. Es war Frau Mite Kremnitz, die sie mir förmlich fortnahm, Jahre nachher. Sie erschienen in der Gegenwart unter dem Pseudonym E. Wedi, später (1878) auch im Magazin für die Litteratur des Auslandes. Doch kann ich das abscheuliche Gefühl nicht überwinden, selbst hinter dem E. Wedi versteckt, vor die Welt geschleppt zu werden. Das ist das einzige, was mir die Freude verdirbt." Eine Ballade «Virful cu Dor» (Sehnsuchtsgipfel) wurde bereits 1876 in Musik gesetzt, gelangte an verschiedenen Orten und zuerst auf dem Nationaltheater von Bukarest zur Aufführung. Die Königin schrieb damals an die Mutter im September 1875 aus Sinaia:

„Ich habe ein Libretto gedichtet nach der alten Sage des Virful cu Dor, zu dem Lubitz die Musik componirt. Es ist eine kleine Ballade, die mit Chören, Solos und Duos einen sehr schönen Effect macht und mit lebenden Bildern aufgeführt werden könnte. Es singen die Geister des Nebels. In der dritten Abtheilung verkündet der heranbrausende Wind das Nahen des Frühlings. Bäume und Quellen erwachen. Gestern ist der Wind fertig geworden für Baß, so poetisch, daß die Dichtung in ein ganz anderes Licht gestellt wird. Ich schreibe dir die Worte, weil sie ganz in sich abgeschlossen sind. Es ist der Westwind, mein Freund, dem ich das schönste Lied zugedacht habe:

Heraus all' ihr Blüthen,
Heraus nun, du Saat!
Erwachet, ihr Lieder,
Der Frühling, er naht;

Und alle die Düfte
Und alle der Glanz,
Den schenk' ich der Liebe
Zum bräutlichen Kranz.

Ich schüttle die Tannen,
Ich küsse die Luft,
Da strömet und wogt es
Von himmlischem Duft.

Heraus nun, ihr Veilchen,
Der Frühling ist nah,
Ihr Blättlein, ihr Glöcklein,
Die Liebe ist da!"

Eine französische Comödie: «Revenans et revenus» schrieb Carmen Sylva noch als Fürstin für die Bukarester Gesellschaft. Auch verfaßte sie in der nämlichen Zeit zahlreiche, sehr geistvolle und mitunter tief philosophische Aphorismen in französischer Sprache. Sie waren ursprünglich nicht für den Druck bestimmt. Als man die Königin veranlaßte, die Blätter Herrn Ulbach in die Hand zu geben, ward sie sehr verlegen. Er aber sah beim

Lesen wiederholt zu ihr hinüber und sagte: «Oh! mais c'est très fort, mais c'est vraiment très fort celà!» und bat um eine Abschrift. Später sind die Aphorismen unter dem Titel «Pensées d'une Reine» mit einer Einleitung von Ulbach in Paris erschienen.

In schweren Leidensjahren entstanden die ersten Kapitel zu „Leidens Erdengang", „Sappho", „Hammerstein", „Ueber den Wassern" und „Schiffbruch". Die vier letzt genannten Dichtungen wurden später zusammen unter dem Titel „Stürme" herausgegeben. Dem „ungesehenen Heldenthum der Frauen" widmet Carmen Sylva dieses Werk mit den Worten:

„Euch, die Ihr zum Dulden habt Muth und Kraft,
Im Feuer geglühte Seelen,
Euch, die die Flammen der Leidenschaft
Nur heiligen, festen und stählen,

Euch, die im Sturme habt Muth genug,
Das Haupt noch frei zu erheben,
Euch, die mit ernstem Gedankenflug
Beherrscht das erdrückende Leben,

Euch, die als athmender Sonnenstrahl
Nur Helle und Wärme versendet
Und zärtlich der Erde, die kalt und kahl,
Erst Freude und Lieblichkeit spendet,

Euch, die mit lächelndem Munde schon
Habt Berge von Lasten getragen,
Die ohne Posaunen und Rausch und Lohn
Schon sieghafte Schlachten geschlagen,

Wo Lorbeer nicht blüht, nicht hallt der Ruhm,
Nur heimliche Thränen thauen,
Dem ungesehenen Heldenthum,
Ich weihe dies Büchlein den Frauen.

„Bei Sappho und Hammerstein habe ich mich vielfach übereilt, weil ich immer dachte, der Tod würde mich vor ihrer Vollendung abrufen.“ „Sappho schrieb ich aus Zorn über Grillparzer, weil ich fand, daß auf eine so gewaltige Natur, wie die der Sappho, auch eine gewaltigere und edlere Leidenschaft wirken müsse. Anstatt aus ihr etwas Hochedles zu gestalten, eine kämpfende und leidende geistige Frauengestalt, glaubte man das Recht zu haben, sie gemein zu machen. Nur für ein Liebesabenteuer sich ins Meer zu stürzen, kam mir unwürdig vor. Seinem Kinde sich zu opfern, ist natürlicher und poetischer.“ „Es ist überhaupt charakteristisch für mich, daß ich die sinnliche Liebe nicht als Hauptmotiv aller Handlungen ansehen kann.“ „Sappho lebte in Sicilien, umgeben von jungen Mädchen, denen sie das Dichten lehrte. Ich habe mich damit amüsiert, die Meinen zu portraitiren.“

Als Carmen Sylva's Sappho im heiteren Kreise der um sie versammelten Freundinnen ihnen die schweren Schicksale ihres Lebens mittheilte,

„Wollten auch die neueste Weise sie wissen,
Die aus der Dichterin letzter Erzählung geflossen.
Sappho sang und sanft erklangen die Töne;
Lieblich umringten sie lauschend die schönen Gestalten.“

„Ich singe der Kraft, die die Erde erhält,
Die Schönes mit Schönem geeinet.
Ihr dienen die Götter, ihr beugt sich die Welt,
Ihr Eigenthum ist, was erscheinet.

Ich singe der Macht, die in Blumen erblüht,
Die Samen zu Samen beweget,
Die zart auf den duftigen Wangen erglüht,
Die Herzen im Sturme erreget.

Ich singe dem Gott, der mit schwirrendem Pfeil
Nur endlos Verwirrungen stiftet,
Der alles bezwinget zum Fluch und zum Heil
Erwecket, verwundet, vergiftet."

Lais, ihre Tochter, liebt Memnon, den Mann, dem das Herz der Mutter gehört. An diesem tragischen Verhängniß geht sie zu Grunde. Der Tochter Tod bringt auch Sappho's Liebe zu Memnon den Tod. Im Mondenschein schreitet sie zum Meere hin, hebt hoch über ihrem Haupte die Leier empor, zerbricht sie und wirft die Stücke in die wogende See. Memnon, der Geliebte, ruft ihr zu:

„O brich nicht die Leier! Noch blieb Dir
Manch's, Dein Lied und die meertief ewige Liebe,
Die ich Dir weihe!"

„Halt ein!" sprach Sappho, „uns scheidet
„Ewig der Schatten des schlummernden Kindes, das sterben
Mußte aus Liebe zu Memnon."

Sappho verläßt Sicilien. In Lesbos, wo Memnon regiert, will sie in die Fluthen sich stürzen.

Leise erreichte und ungesehen den Fels sie,
Der aus dem Meere emporstieg, tiefer als Memnon's Haus.
Dort erhob sie die Stimme, als wolle sie ihm noch
Geistergleich Grüße empor in die Einsamkeit senden,
Sang sie erst leise, dann klang's wie gewaltiges, fernes Brausen
Der brechenden Brandung; dann sank es verhallend:
„Weine nicht, weil Dich die Götter gesendet,
Weil sich mein Schicksal, mein Leben vollendet,
Was man besingen kann, durfte ich sagen,
Was man ertragen kann, hab' ich getragen!
Danke den Göttern — ich habe geendet!

Weine nicht! Staub ist das Leben und Kleinheit,
Laß mich vergeh'n in der ewigen Einheit.
Alles, was mein war, das hat mich verlassen,
Laß mich das Ganze im Fluge erfassen,
Daß ich es schaue in leuchtender Reinheit.

Weine nicht, singst du dereinst meine Lieder,
Weht dir mein Geist durch die Ewigkeit wieder,
Dein will ich bleiben in schwingenden Tönen,
Nun bin ich müde — will ruh'n, in der schönen
Lockenden Meerfluth leg' ich mich nieder."

Mit diesem Liede schließt die poetische Erzählung.

Hammerstein spielt im deutschen Mittelalter zur Zeit des Kampfes zwischen Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich. Die Königin hat von Jugend auf die Idee zu einem Gedicht über Hammerstein mit sich herumgetragen. „Manche Stunde", schreibt sie, „habe ich träumend auf den Ruinen gesessen und hinausgeschaut über den Rhein. Dann hörte ich den alten Kaiser an's Thor pochen, und sah den finsteren Grafen, der seine schönen Töchter verwünschte." Einige reizvolle Lieder sind in die Erzählung mit verwebt, wie z. B. das folgende:

„Durch den Wald, durch den Wald kam ein fröhlich Lied
Auf luftigen Schwingen gezogen.
Wie der Westwind säuselnd durch Buchwald zieht,
Ist's um die Harfe geflogen.
Die singt es weiter dem grünen Rhein.
Drum wissen's die Bäume, die Vögelein,
Die ewig flüsternden Wogen.

Durch den Wald, durch den Wald zog die Liebe hin,
Das war ein Knospen, ein Schwellen,
Es weckte die Vöglein, die Sängerin,
Sie küßte die Blumen, die Quellen,
Die sangen's und sagten's dem grünen Rhein.
Drum wissen's die Bäume, der Sonnenschein,
Die heimlich flüsternden Wellen.

Durch den Wald, durch den Wald kam der Sturm daher,
Hat Lied und Liebe gefangen,
Er trug sie fort auf das weite Meer,
Im Hain ist's Blühen vergangen.
Nun wartet träumend der tiefe Rhein,
Es harren die Harfe, die Vögelein
Und flüstern von Sehnen, Verlangen!"

„Meine eigenen Sachen zu veröffentlichen", sagt die Königin, „wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, wenn sie nicht in unzähligen Abschriften von Hand zu Hand gegangen wären. Da dachte ich endlich, wenn sie einer so langweiligen Arbeit werth sind, so sind sie es am Ende auch, gedruckt zu werden." „Draußen in der Welt ist mir ihr Lob und Tadel so gleichgültig, als ob es einen andern als mich anginge. Aber wenn ich selbst meine Sachen vorlese, habe ich es gern, wenn sie den gewünschten Eindruck machen. Das ist auch ein sicherer

Maßstab für ihre Wahrheit und Klarheit. Es würde mir Freude machen, wenn meine Sachen gesungen würden, ohne daß man wüßte, von wem sie sind."

Jetzt entschloß sich die Königin, dem Drängen ihrer Umgebung nachzugeben und die beiden Dichtungen Sappho und Hammerstein unter dem neugewählten Pseudonym „Carmen Sylva" als Manuscript drucken zu lassen. Dann erschien 1882 „Die Hexe", zu der sie durch eine Statue von Karl Cauer begeistert wurde. „Meine Grundidee ist: Reinheit überwindet Leidenschaft oder den Dämon, aber es kostet ihr das Leben. Wenn wir gegen die Naturgewalt kämpfen, wirkt sie den Tod." Mit reicher Phantasie hat die Dichterin das Marmorgebilde belebt.

Auf der höchsten Felsenspitze,
Sturmumbraust, ob schwarzem Abgrund,
Sitzt ein Weib in hehrer Schönheit;
Wunderbar des Leibes Biegung,
Wie sie auf die Hand sich aufstützt.
Leicht sich ob der Tiefe schaukelnd
Ruht das eine Bein gewichtlos
Auf dem andern, das sich rundend
Unterschlägt, in weicher Biegung.
Eine Schlange hält die Rechte,
Achtlos wie das Thier sich windet,
Krümmt und sträubt und giftig züngelt,
Ohnmächtig, der schönen Finger
Festem Drucke zu entgleiten.
Roth das Haar; es wogt gewaltig,
Flammengleich hinaus im Sturme,
Naht den Wolken, fängt die Blitze,
Die sich durch die Strähne schlängeln,

An dem Weib herniedergleiten,
Um dann eine Riesentanne
Bis zur Wurzel zu zersplittern,
Und im lodernd hellen Brande,
Der von Baum zu Baum sich fortwälzt,
Funkeln jenes Weibes Augen,
Grün aus dunkler Brauen Schatten u. s. w.

— — — — — — — — — — — — —, —

Heiter'n Blicks, erhobnen Hauptes
Steigt ein junger Mensch zu Berge,
Kraft und Ruhe wohnt im Antlitz,
Unschuld in den blauen Augen u. s. w.

Er singt das schon vielfach in Musik gesetzte schwungvolle Lied:

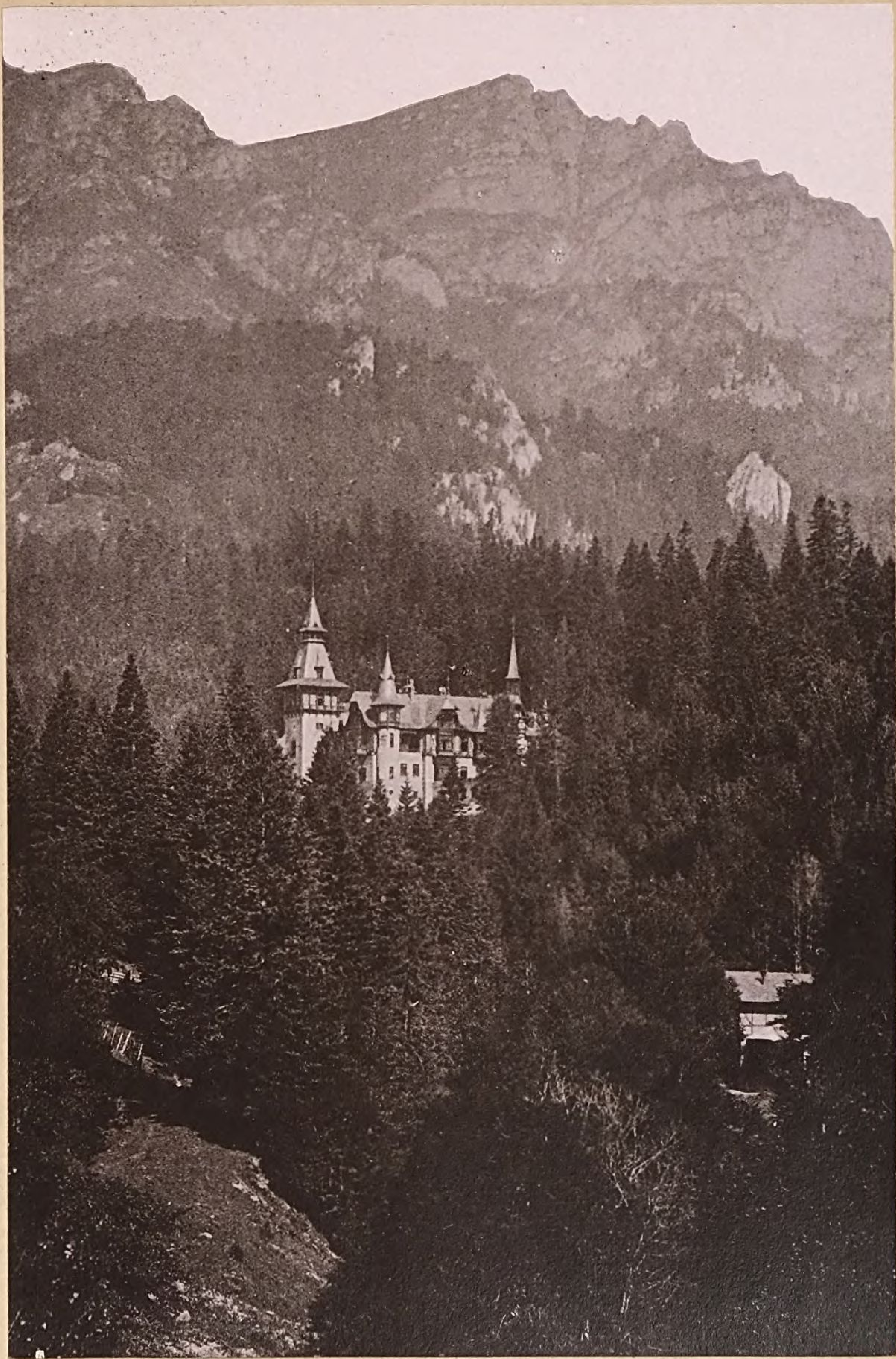
Mir ist's wie dem Waldbach
Vom Wetter geschwellt,
Der spielend die Bäume,
Die Felsblöcke schnellt.

Mir ist's wie dem Sturme,
Der weiß nicht, wohin,
Er muß etwas schütteln,
So tobt's ihm im Sinn.

Mir ist's wie der Sonne,
Ich liebe so sehr.
Ich küßte den Himmel,
Die Erde, das Meer.

Mir ist's wie dem Liede,
Das Lüfte bewegt,
Aus leblosen Felsen
Den Wiederklang schlägt.

Mir ist's wie dem Gotte,
Der Welten vergiebt,
Ich bin in die Liebe
Zum Sterben verliebt!



Verlag von C. Winter, Heidelberg. Fr. Bruckmann, München repr.

Castel Pelesch.

Dämona, die Hexe, ist eine verdammte todbringende Schöne. Der Jüngling erschaut sie plötzlich auf einsamer Höhe und wird von heißer Liebe erfaßt. Wohl zucken ihr tödliche Blitze aus dem funkelnden Goldhaar, doch berauscht sie der Gedanke, von einem unschuldigen Gemüth geliebt zu werden. Am Meer im winterlichen Eispalast hat der Jägersmann sie aufgesucht. Von seiner Leidenschaft wird sie mit fortgerissen und sinkt ihm in die Arme. In dem Augenblick wankt das Eisgewölbe, stürzt krachend über ihnen zusammen und begräbt sie in der Tiefe.

In Jehova hat Carmen Sylva versucht, den ewig ungelösten Zweifel der Menschen darzustellen: „ob Gott ist oder nicht?" Ahasverus will den Urgrund aller Dinge erkennen. Den Fluch des Ewiglebens erfaßt er als Mission. Sie ist vollendet, wenn er zur Erkenntniß gelangt:

„Zeigt mir den Gott, der das All schuf,
So bete ich ihn an.
Zeigt mir den Gott, der die Sonne führt,
So bete ich ihn an.
Zeigt mir den Gott, dessen Stimme tönt wie Sturm,
Der die Bäume mäht, als wären sie Gras —
So bete ich ihn an!"

Er will Gott finden in der Kunst, in eigener rastloser That, in der Gluth der Liebe, in der Sucht nach Besitz u. s. w. Ueberall tönt es ihm entgegen: „Es ist kein Gott!" Da endlich findet er Gott in den ewigen Gesetzen des Werdens. Dem Gläubigen naht jetzt der Tod als Erlöser.

Leidens Erdengang, ein Märchenkreis, ist auch 1882 erschienen. Carmen Sylva's dichterische Phantasie hat hier die Frage „wozu und woher das Leiden?" symbolisch aufgefaßt und in verschiedene Märchen gekleidet. „Leben heißt Leiden, aber zwei Trösterinnen stehen dir im Kampf des Lebens wacker zur Seite und helfen dir das Leiden leichter zu tragen. Sie heißen Geduld und Arbeit!" Das ist der leitende Gedanke dieser Dichtung. Die königliche Frau besitzt eine wunderbare Fähigkeit, die geheimsten Vorgänge des Seelenlebens mit einer Schärfe und Wahrheit zu zeichnen, als hätte sie alle Phasen der Qualen selbst durchlebt. Im Geiste fühlt sie sich auch allen verwandt, die kämpfen und streben. Sie hat ein tiefes Verständniß und ein warmes Herz für die Leiden der Menschen.

Als Königin Elisabeth die Pelesch-Märchen zu dichten begann, schrieb sie in ihr Tagebuch:

Von jedem Blatt, von jeder Welle
Fällt mir ein Märchen in den Schoß,
Ich nehm' sie auf und sing' sie schnelle.
Sie sind nicht mein, — ich kenn' sie bloß.

Sie kommen mir wie Lichtgedanken
Aus Waldesgrund und Moos hervor,
Auf jedem Halm sie zitternd schwanken,
Und flüstern lieblich mir ins Ohr.

Sie kommen wie die Sonnenstrahlen,
Und doch, wie sie, von Glanz beseelt,
Sich selber zeigen, singen, malen —
So frisch hab' ich sie nie erzählt!

Diese Märchen wurden unter dem Titel: „Aus Carmen Sylva's Königreich" 1883 herausgegeben und in rumänischer Uebersetzung zum Preisbuch für die Schulkinder bestimmt. In der Einleitung wendet sich die Dichterin als Landesmutter an das ganze Volk ihres romanischen Königreiches und spricht zu ihren Kindern:

Wo Urwald hohe Felsen krönt,
Der Bergstrom wild zu Thale dröhnt,
Und tausend Blumen blühen,
Viel süße Düfte sprühen,
Da liegt, dem schönsten Garten gleich,
Mein Königreich!

Wo Märchens ganze Farbengluth
In reinen tiefen Augen ruht,
Von Wahrheit übergossen,
Von Liebesglanz umflossen,
Dort ist, in Frühlingsdüften, weich,
Mein Königreich!

In ganzer Welt, im hohen Wald,
Wo nur ein fröhlich Lied erschallt,
Wo sich die Nebel ballen,
Wo Wassertröpfchen fallen,
Da schwebt im flüsternden Gezweig
Mein Königreich!

Aus jedem neuen Pflanzenschaft,
In jeden Strahles Himmelskraft,
Beim Formen und Gestalten,
Beim Werden und Entfalten,
Da wächst, — Ihr Kinder, bin ich reich!
Mein Königreich!

In letzter Zeit verfaßte die hohe Frau noch ein höchst poetisches Opernlibretto. Es ist einer Episode aus dem rumänischen Volksleben entlehnt und „Neaga“ benannt. Der schwedische Componist Hallström hat die Musik dazu geschrieben. Auch „ein Gebet“ ward einer wahren Begebenheit aus dem Priesterleben nacherzählt.

Mit großer Leichtigkeit dichtet die Königin in französischer Sprache. Besondere Veranlassung dazu gaben im Frühling 1883 die «Félibres», eine Verbindung südfranzösischer Gelehrten und Schriftsteller, welche sich die Wiederbelebung der altprovençalischen Sprache und Dichtung zur Aufgabe gemacht haben. Das königliche Paar verbrachte damals einige Wochen in Sestri Ponente. Dorthin sandten die Félibres de Lar Ihrer Majestät ein Sonett in altprovençalischer Sprache mit der poetischen Einladung, sie im sonnigen Lande der Troubadours zu besuchen. Ohne sich viel zu besinnen, antwortete ihnen Königin Elisabeth umgehend mit folgendem Gedicht, das wir hier einfügen, als Beweis ihrer Vielseitigkeit.

Réponse de S. M. la reine Elisabeth de Roumanie au capiscol Mr. J. B. Gant pour les Félibres de Lar.

De gracieux noms suis appelée,
Venir ne puis,
Par tems et devoir enchaînée,
Oiseau ne suis.

Si, comme la pensée moult radieuse,
Ailes j'avais,
A votre source mystérieuse
Je renaîtrais.

Je baignerais dans l'harmonie
De la chanson,
Cherchant des froideurs de la vie
La guérison.

Au grand soleil qui vous innonde
De son amour,
Oyez — je volerais une onde,
Beau troubadour.

Je cueillerais de vos pensées
La fraîche fleur,
Vos harpes au coeur accordées
Me diraient: Soeur!

Le Mistral même s'est fait caresse!
Venir ne puis
A votre source enchanteresse.
Oiseau ne suis!

Sestri Ponente, le 11 Avril 1883. Elisabeth.

Wir erwähnen noch der beiden neuesten, gegen Weihnachten 1883 veröffentlichten Werke von Carmen Sylva. Zuerst nennen wir ein kleines Buch Novellen, „Handzeichnungen" betitelt. Es sind Skizzen und Lebensbilder, mit den technischen Ausdrücken der Malerkunst bezeichnet, wie: Radirung, Kohlenzeichnung, Holzschnitt, Incunabel u. s. w. „In meinen Augen", sagt die königliche Frau, „sind für den Dichter Novellen, wie für den Maler Studienköpfe, und die Aphorismen sind die croquis im Skizzenbüchlein."

Fast zu gleicher Zeit erschien auch die große Gedichtsammlung „Meine Ruh'". Es ist eine poetische

Ausströmung über alle Monate des Jahres. Jedem derselben gehört eine Reihe von Gedichten, theils in epischer oder romanzenartiger, theils in lyrischer und didaktischer oder epigrammatischer Form. Die meisten der Balladen sind aus dem Leben entstanden. In diesen Gedichten tritt Carmen Sylva's geistige Bedeutung und poetische Begabung am vielseitigsten hervor. Auch heitere Lieder finden wir in dem reichen Schatz dieser Sammlung. Besonders anziehend ist „Die Post", ein rumänisches Bild voll Farbe und Eigenthümlichkeit. Da heißt es:

Der russische Kaiser, der fährt wie der Wind,
Doch nicht wie rumänische Post so geschwind.
Acht Rosse vor'm Wagen und ist's nicht genug,
Wir fahren zu zwölf wie der Eisenbahnzug.
Dann brausen wir knallend und jauchzend vorbei,
Auf zitternden Brücken ins Dorf mit Geschrei!
Und Heidi! Juchheidi! Ihr Gäule, voran!
Ihr lustigen Vögel! es fliege, wer kann!

Bei glühender Sonne, bei wirbelndem Staub,
In Wolken gehüllet wie flatterndes Laub,
Denn führe man langsam, man wär' schon erstickt,
Da jagen die Reiter, vom Berge geschickt,
Mit wehenden Mänteln, mit flatterndem Haar,
Die Büffel, die Schafe, mit rasen sie gar,
Und Heidi! Juchheidi! Wohl tausend sind wir!
Das fliehet wie Sturmwind durch's weite Revier!

Und ist es im Winter, bei Schneesturm und Eis,
Da geht es im Schlitten, nicht Spur noch Geleis;
Da sieht man das Wirthshaus am Wege nicht mehr,
Kein Graben, kein Pfeiler, nur Schnee wie das Meer.

Den heulenden Wölfen, dem Rabengeschrei,
Dem schwindelnden Abgrund am Rande vorbei!
Und Heidi! Juchheidi! die Straße verfehlt,
Was thut es! Man hat auf die Rosse gezählt!

Es strömet der Regen, der Bergstrom empört
Hat schäumend in Wirbeln die Brücke zerstört,
Und Wasser das Land, das mein Auge bestreicht.
Ein Waghals, wer jenseits das Ufer erreicht.
Um zehn Louisdor und wir schwimmen hinweg.
Fast kugelt der Wagen, man stand auf dem Deck,
Doch Heidi! Juchheidi! Wir schrieen so laut,
Daß selbst vor uns Drachen das Wasser sich graut.

Und wenn wir vorüber den Leuten gejagt,
Da haben wir manchem ein Scherzwort gesagt,
Noch hallt das Gelächter, schon fahren wir weit,
Die klingenden Glöckchen sind lustig Geleit!
Denn hätten die Rosse die Glocken nicht an,
Was hülfe beim rasenden Tempo bergan?
Und Heidi! Juchheidi! Nein, langsamer, sacht,
Hier geht es bergunter, nur ruhig, bedacht.

Da stehen zwei Mägdlein, die sanft sich geküßt,
Ich zog meine Pelzmütz', hab' freundlich gegrüßt;
Ich bitt' euch recht schön, o so gebet mir auch
Ein Bischen davon für mich hungernden Gauch!
Nicht Vater, nicht Mutter, die hab' ich, bin klein,
O schenkt mir ein wenig und saget nicht nein!
Und Heidi! Juchheidi! und hinter mir her
Da hört ich sie lachen und sah sie nicht mehr!

Dort singt es vom Kloster mit Glockengeläut',
Uns haben die Nonnen mit Blumen bestreut,
Sie blicken so rosig aus schwarzem Talar,
Die Augen, die haben hier Schleier sogar

Von seidenen Wimpern, die schlagen sie auf
Zur Labung dem Reiter nach durstigem Lauf.
Und Heidi! Juchheidi! Sie schauen uns nach,
Und hoffen, daß uns es an gar nichts gebrach.

Nun geht es bei Nacht in das Städtchen hinein,
Und hell ist der Himmel vom röthlichen Schein.
Da stürmt es zu Wagen, zu Pferde herauf
Mit brennenden Fackeln, mit rauchendem Span.
So geht es mit Knallen und Trappeln und Schrei'n.
Ein feuriger Knäul in die Hölle hinein,
Und Heidi! Juchheidi! Durch Blumen und Licht,
Durch Menschen und Pferde, noch stehen wir nicht!

Einst brach ich die Beine im Sturz auf einmal —
Ich fuhr meinen König — es war mir fatal!
Doch als nach drei Wochen zurück er gereist,
Da saß ich im Sattel, der HErr sei gepreist!
„Da bist du schon wieder!" so sprach er zu mir.
Ich lachte! Ja Herr, denn Rumänen sind wir!
Und Heidi! Juchheidi! dazu Postillon!
Ich trag' von Geburt sieben Leben davon!

Und wär' ich gestorben, ich hielt es nicht aus,
Ich müßte doch wieder ins Weite hinaus!
Ich nähm' die acht Zügel, die Peitsche zur Hand,
Noch kaum in dem Sattel durchflög ich das Land.
Das ging mir zu langsam mit Näselgesang
Zu Grabe! Der Reiter! Im Sarg würd' mir bang.
Und Heidi! Juchheidi! Vom Wagen hinab
Zu Pferd und ich führ' mich carrière zu Grab!"

Köstlich ist auch der Sturm in sechszeiligen wirbelnden Strophen:

Sturm.

Mir ist es zu knapp in der Welt,
Gar enge der Wolken Gezelt,
Ich will sausen!
Zu leise der Sphärengesang,
Ein Jammer der irdische Klang
Ich will brausen!

Zu langsam die Sonne sich regt,
Die Erde zu flau sich bewegt,
Ich will schütteln!
Der schläfrige Mond und der Stern,
Die blinzeln erloschen von fern,
Ich will rütteln!

Es schlummert die Luft wie ein Kind,
Und athmet so leise, so lind,
Ich will rasen!
So komm' nur zum wirbelnden Tanz,
Ich spiel' ein Orchester dir ganz,
Ich will blasen!

Dort wandelt ein Mägdlein herum,
Blickt stolz sich nach keinem noch um,
Sie soll müssen!
Ich zause das Röckchen, das Haar,
Ich drehe und wende sie gar,
Ich will küssen!

Das Meer ist so flach und so matt,
Von Sonnenstrahlen so satt,
Ich will's bauschen!
Und hei! wie sich's schüttelt und bäumt,
Wuthbrüllend sich wälzet und schäumt,
Es soll rauschen!

Die Wälder entwurzelt mein Schritt,
Den Bergstrom, den Fels nehm' ich mit,
Es muß krachen!
Und wenn mich die Furchtsamen flieh'n,
So treib' ich noch Spuk im Kamin,
Ich will lachen!

Aus dem Wald von Liedern in Carmen Sylva's „Meine Ruh" haben wir nur diese wenigen Blätter mit einlegen können. Nun schließen wir das Bild der überraschend productiven Kraft unserer Dichterin mit den letzten Strophen des Liedes: Carmen. Hier wendet sie sich an ihre Leser und spricht:

„Und alles, was ich hier gesungen,
Das ist dein Eigenthum.
Aus deinem Herzen ist's gedrungen,
Durch deine Schmerzen ist's erklungen,
Dein sei der Sängerruhm,

Dein sind die wogenden Gedanken,
Dir nickt das Märchen zu,
In wechselvoller Tage Schwanken,
Wo Lebenssprossen leicht sich ranken,
Schau, Seele, da bist du.

Vielleicht, wenn ich dereinst vergessen,
Wenn längst verstummt mein Mund,
Dann wirst die Liebe du ermessen,
Das Mitgefühl, das du besessen,
Dann wird mein Sinn dir kund!"

Schluß.

Lassen wir nun zum Schluß noch die jüngste Vergangenheit der Königin in kurzen Zügen an uns vorübergehen.

Durch die körperliche und moralische Anstrengung der Kriegszeit, durch immer wiederkehrende Fieberanfälle waren ihre Kräfte sehr erschöpft. Im Beginn des Jahres 1882 erkrankte sie an einer Felsenbein-Entzündung. Wochenlang schwebte die königliche Frau in Todesgefahr. Das ganze Volk war voll Angst und Theilnahme. In dieser Zeit offenbarte sich recht sichtbarlich die große Liebe und Popularität, welche sie im Lande genoß. Selbst arme Frauen, die nur mühsam das tägliche Brod verdienten, brachten ihren Sparpfennig zur Kirche, um für die Erhaltung der vielgeliebten „Muma Regina" ein Gebet lesen zu lassen. Mit wahrem Heldenmuth ertrug sie das furchtbare Leiden. Unendlich rührend war

sie in ihrer Geduld, Sanftmuth und Rücksicht für die Umgebung, zumal den König, der kaum von ihrem Bette wich, und den sie immer mit hoffnungsvollen beruhigenden Worten zu trösten suchte. Durch eine glückliche Operation ward die Königin gerettet. Nach sechs Wochen stand sie wieder vor der Staffelei und malte eine große Pergamenthandschrift. Obgleich vollkommen hergestellt, war doch ihr Körper für die verderblichen Einflüsse des Klimas noch empfänglicher geworden. In immer kürzeren Zwischenräumen erschienen die Fieberanfälle. Nur ein Luftwechsel vermochte Hülfe zu bringen; doch die Verhältnisse erlaubten keine Entfernung außerhalb des Landes. Endlich im Frühjahr 1883 konnte der König seine Gemahlin nach Italien begleiten. In Sestri Ponente am mittelländischen Meere erholte sie sich bald so weit, daß sie zur Nachkur nach Neuwied-Segenhaus reisen durfte. Zu gleicher Zeit war auch die Fürstin Mutter todtkrank gewesen. Man kann sich denken, mit welcher Bewegung Mutter und Tochter einander beim Wiedersehen begrüßten.

Neun Wochen verlebte Königin Elisabeth in Segenhaus. Die heimathliche Luft bewährte ihre verjüngende und belebende Kraft. Mit ungetrübter Freude konnte sie sich ganz dem Glück hingeben, hier mit den nächsten Verwandten vereint zu sein. Nach ihrem eigenen Ausspruch waren es „flügelbegabte, gewichtlose Tage". Während ihrer Anwesenheit wurde das Schlößchen auf den Vorbergen des Westerwaldes zum zweiten Belriguardo.

Man wähnte sich zurückversetzt in die Zeit der Mediceer. Hohe Verwandte, Künstler und Gelehrte gingen dort ein und aus, blieben oft Tage und Wochen in Monrepos und Segenhaus. Alexandri, der rumänische Dichter, brachte sein neuestes Schauspiel, um es der Königin vorzulesen und mit ihr zu besprechen. Hallström, der schwedische Musiker, wollte ihr den bereits componirten Theil der Oper „Neaga" vorlegen. Der Maler August Becker kam aus Düsseldorf mit seinen rumänischen Skizzen, nach denen er auf Wunsch des Königs ein größeres Bild malen sollte. Karl Cauer aus Kreuznach hatte eine Büste der Königin gemeißelt und wünschte sie mit dem Original zu vergleichen. Im Atelier von Monrepos vereinigte sich Fürst Wilhelm mit dem holländischen Künstlerpaar Bisschop, um die Königin zu malen. Auf seiner Rückreise nach Oxford verweilte auch Professor Max Müller mehrere Tage in Segenhaus. Im Verkehr mit diesem genialen Forscher und tiefsinnigen Gelehrten fühlte man sich unwillkürlich umstrahlt von der gediegenen Geistesatmosphäre, in der er lebt und denkt.

Unvergeßlich schön waren die Wanderungen durch den Buchenwald, die lauen Sommerabende auf der Gallerie des Schlosses mit dem Blick auf die in Abendsonnengluth getauchte Landschaft. Jeder Scherz wurde hier zum Liede und Gesang, und mancher inhaltreiche Gedanke wurde schriftstellerische That. Unvergeßlich sind die Stunden, wo im Schloß oder unter den Bäumen des Waldes die Königin uns ihre Dichtungen

vorlas! Ihr Vortrag ist vollendet schön. Der Wohllaut des weichen melodischen Organs erhöht noch die Wirkung der Stimmungen und Vorgänge, die sie so lebensvoll schildert. Wem es vergönnt war, diese reicherfüllten Wochen mit zu erleben, der begreift den Zauber, welchen die groß angelegte Natur der Königin auf jeden ausübt, der ihr im täglichen Leben hat nahe treten dürfen. Die in Segenhaus verbrachte Zeit war gelebte Poesie!

Als Königin Elisabeth in ihr Land zurückkehrte und für die heißen Sommermonate nach Sinaia zog, da wohnte das königliche Paar zum letzten Mal in dem alten romantischen Kloster. Der Bau des Castel Pelesch nahte seiner Vollendung. Eine Eisenbahn vermittelte jetzt den Verkehr zwischen Bukarest und Sinaia. In dem einst so stillen Thal der Prahova herrschte bunt bewegtes Leben. Dem Beispiel ihres Königs folgend, ließen die rumänischen Bojaren sich auch dort an Bergeshang und im Waldesschatten schöne Landhäuser bauen. Allmählich entstand das Städtchen Sinaia, das nun mit seinen Einrichtungen allen Anforderungen eines modernen Badeorts entspricht.

In einer Schlucht am Fuß des Caraiman erhebt sich waldumgeben das königliche Schloß im Stil deutscher Renaissance. Das vielgliedrige Gebäude mit seinen Bogengängen und Balconen wird überragt von einer Menge Giebel, Zinnen, Erker und Thürmchen. Auch der innere Ausbau und die Einrichtung des Schlosses sind bequem, praktisch und mit vollendet künstlerischem Geschmack

durchgeführt, der sich bis auf die geringfügigsten Gegenstände ausdehnt. Nirgends finden wir Ueberladung, überall nur stilvoll gediegene Pracht. Die Treppenaufgänge sind reich gemalt, die Innenräume in Holzgetäfel mit echter Bronze und Gobelins geschmückt. Kein einziges Fenster in dem ganzen weitläufigen Bau entbehrt kunstvoller Verglasung. Nur durch farbige und gemalte Scheiben dringt das Licht in die märchenhaft harmonischen Räume. Die Glasmalereien des Musiksaales zeigen uns Scenen aus den von Alexandri gedichteten rumänischen Sagen. An den Wänden sieht man Gemälde aus Carmen Sylva's Märchencyklus. Im Speisesaal sind es Darstellungen aus dem Leben eines Ritters. Höchst gemüthlich ist das altdeutsche Kneipzimmer in dem von hölzerner Gallerie umgebenen Hauptthurm. Ein Kleinod der Einrichtung ist das Arbeitszimmer der Königin, aus dessen eingebauten Erkern man einen entzückenden Blick in die Waldeinsamkeit des Hochgebirges hat. Der poetische Eindruck dieses Schlosses wird noch erhöht, wenn mit einbrechender Dämmerung elektrisches Licht von innen heraus, und von außen hinein den schönen Bau und seine hohen Räume bestrahlt, und die krystallenen Tropfen der Glühlichtlampen den Linien der bewegten Architektur leuchtend folgen. Auch das Schloß ist ein Gedicht, vom königlichen Paar in schöner Uebereinstimmung gemeinsam geschaffen! —

Am 7. October 1883 ward Castel Pelesch in Gegenwart aller Würdenträger des Landes feierlich eingeweiht.

Nachdem die von der Königin gemalte Urkunde unterzeichnet worden, ertönte Chorgesang und der Metropolit weihete das ihm dargereichte Wasser. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und ging über den mit Tannenzweigen dichtbestreuten Hof, welchem mit jedem Schritt Waldesduft entströmte, zum Schlosse hin. Vor der kunstvoll geschnitzten Thür ward dem Könige der Schlüssel feierlich überreicht. Er öffnete, und der Metropolit betrat zuerst die Schwelle des Hauses. Von dem königlichen Paar und der zahlreichen Schaar der Geladenen gefolgt, schritt er unter Gebet und Gesang durch alle Räume. Indem er das geheiligte Wasser über sie hinsprengte, weihete er das Haus mit dem Segen Gottes.

Als der König bei dem darauf folgenden Gastmahl seinen Trinkspruch auf Rumäniens Wohl ausbrachte, fügte er die Worte hinzu: „In der festen Zuversicht auf die Liebe meines Volkes habe ich hier ein eigenes Haus erbaut. Es soll sich erheben als dauerndes Zeichen der tiefen Wurzeln, die meine Dynastie in diesem Lande gefaßt hat. Das rumänische Volk soll darin eine Bürgschaft meines unbegrenzten Vertrauens auf die Zukunft unseres theuern Vaterlandes erblicken".

Im Namen der rumänischen Nation brachte Alexandri den Glückwunsch des Volkes in dem Spruch, mit dem vor Zeiten die Bauern den Eintritt ihrer Fürstin und Bojaren in ein neu erbautes Haus glückwünschend begleiteten:

„So viel Steine und Balken,
„So viel Schätze und Siege!
„So viel Körnchen Sand,

„So viel glückliche Tage!
„Die Sonne soll es erwärmen,
„Und der Wind es stärken!

Der Segen Gottes und die Liebe des Volkes möge allezeit in dieses Hauses Mauern weilen.“

Mit diesem Spruch wollen wir unsere Aufzeichnungen „aus Carmen Sylva's Leben“ schließen. Wir haben ihre alte und neue Heimath kennen gelernt und sind ihr gefolgt durch glückliche und schmerzerfüllte Tage. Wir haben gesehen, daß ihr als schönstes Erbe der Vorfahren reiche Gaben des Geistes und des Herzens zu Theil geworden sind. Die Wiedische Abstammung verleugnet sich nicht in der enthusiastischen Freude und dem eingehenden Verständniß für alle Erscheinungen der Natur. Auch sie hat eine entschiedene Begabung für Musik, Malerei und Dichtkunst, hat den Hang zu philosophischem Denken, hat Freiheit des Urtheils und große Bescheidenheit, trotz der Fülle reicher, ewig gestaltender Phantasie.

Wir haben es auch erfahren, daß die Königin Eigenschaften besitzt, die sie nicht allein in der Dichterin auslebt, sondern daß sich in ihrem Wesen eine Idee darstellt. Durch die belebende und erziehende Macht, die sie besitzt und auch auf andere ausübt, hat sich diese Idee mit großen Zügen in ihrem fürstlichen und königlichen Wirken offenbart. Als Frau, als Fürstin und als Königin gehört sie unter die edelsten und bedeutendsten ihres Geschlechtes. „Denn nicht in dem, was wir er-

leben, sondern wie wir es erleben, liegt die Bedeutung des menschlichen Daseins und der Sinn unserer Lebensereignisse. Es ist nicht die Mannigfaltigkeit und bunte Reihe der Begebenheiten, die den Reichthum des Lebens ausmacht. Denn es kann mitten in einer solchen Sülle leer bleiben und bei äußerer Einförmigkeit sehr bewegt und erfüllt sein. Je innerlicher man die Welt erlebt, um so mehr ist das Leben selbst unsere Erziehung und Schule, mächtiger und einflußreicher als jede andere. Darum sagt Goethe im Schlußwort seiner tiefsinnigsten und gewaltigsten Dichtung: «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß!»"

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Meine Freunde.

Wir wohnten beisammen
am grünen Rhein
Der Wald und ich und die
Lieder mein
Wir waren gar traute
Gesellen,
Und was wir gesungen
geträumt u. gedacht,
Wir sagten es leis', in
der Mondscheinnacht
Ganz heimlich den
silbernen Wellen.

Doch einst müßt' ich ziehen
in die Welt hinaus,
Ich sollte mir bauen mein
eigenes Haus,
Den Glanz in schimmernder
Weite.
Ihr Freunde! ich sag Euch für
immer ade! —
Mein Herz thut mir das Scheiden,
des Scheiden so weh! —
Giebt Keiner von Euch
mir's Geleite? —

Da schüttelten die Häupter
Der Rhein & der Wald:
Wir sind zum Wandern
schon lange zu alt,
Wie sehr wir dir auch
gewogen! –
Doch als ich trat in mein
neues Heim
Erklang mir gar fröhlich
dort Reim auf Reim:
Die Lieder sind mit
mir gezogen!

Elisabeth